Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 39 (2005)

Artikel: Schrift, Schreiben und Wissen : zu einer Theorie des Archivs in Texten von C.J.L. Almqvist

Autor: Müller-Wille, Klaus

Kapitel: 4: "Constitui narrare" : zu einer Poetologie des "Vor-Wortes" in C.J.L. Almqvists Om Plinii Historia Naturalis

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4. »Constitui narrare« – Zu einer Poetologie des ›Vor-Wortes‹ in C.J.L. Almqvists *Om Plinii Historia Naturalis*

Historien om plusquamperfektum

Ja nu begyndte det. Det havde kunnet vente lidt endnu. Det havde kunnet hvis det havde kunnet vente.

Det har ikke kunnet vente. Hvad det havde kunnet er plusquamperfektum. Hvad det havde kunnet er uinteressant.

Det er begyndt. Alt havde kunnet være anderledes. Alt kan ikke være anderledes.

Hans-Jørgen Nielsen: *Output*[81]

4.1. Vorläufig sprechen: Plinius' *Naturalis Historia* als »literarisches Werk sui generis«

In einem 1973 publizierten Aufsatz zur Vorrede der *Naturalis Historia* des älteren Plinius konstatiert Thomas Köves-Zulauf einen überraschenden Mangel an entsprechender Forschungsliteratur:

> Das Empfehlungsschreiben an den zukünftigen Kaiser Titus, das Plinius als Einleitung seiner *Naturalis Historia* vorangestellt hat, wurde bisher in seiner Ganzheit noch keiner Analyse unterworfen. Man begnügte sich damit, einzelne Punkte aus dem Zusammenhang herauszugreifen und sie in textkritischer, quellengeschichtlicher oder sachlicher Perspektive zu erörtern. Die wissenschaftsgeschichtlichen Gründe aufzudecken, die dazu führten, wäre nicht schwer und gewiß lehrreich. Doch wichtiger dürfte sein eine philologische Erforschung des Vorwortes selbst, seines Gedankenganges und seiner Form. Denn dies verspricht wertvolle Aufschlüsse über das gesamte Werk.[82]

Hätte Köves-Zulauf seine Literatursuche auf die Handschriftenbestände der Königlichen Bibliothek in Stockholm ausdehnen können, so hätte er seine Meinung über den Forschungsstand revidieren müssen. Allerdings wäre die Suche sehr beschwerlich gewesen, denn das Manuskript *Om Plinii Historia Naturalis (Skrift ingifven till Herr Hugos akademi af Statsrådet i Latin och Hist. Literar.),* in dem der Zusammenhang zwischen der Vorrede und der Gesamtstruktur der *Naturalis Historia* ausführlich

---

[81] Nielsen 1967, S. 43. »Die Geschichte über das Plusquamperfekt: Ja nun begann es. Es hätte noch etwas warten können. [aufgrund der dänischen Syntax wird die Zäsur im Enjambement zwischen ›warten‹ und ›noch‹ gesetzt] Es hätte können wenn es hätte warten / können [aufgrund der dänischen Syntax wird die Zäsur im Enjambement zwischen ›können‹ und ›warten‹ gesetzt] / Es hat nicht warten können. Was es hätte / können ist Plusquamperfekt. Was es hätte / können ist uninteressant / Es hat begonnen. Alles hätte anders sein / können. Alles kann nicht anders sein.«

[82] Köves-Zulauf 1973, S. 134.

beleuchtet wird, ist selbstverständlich in keiner der umfangreichen Bibliographien zur Plinius-Forschung verzeichnet.

Doch zunächst zurück zur aktuelleren Plinius-Forschung. Bekanntermaßen versucht der ältere Plinius in der *Naturalis Historia,* das kosmologische, geographische, anthropologische, zoologische, botanische, medizinisch-pharmakologische sowie das metallurgische, mineralogische und kunstgeschichtliche Wissen seiner Zeit in einem Werk zu vereinigen. Er sieht sich somit mit dem Problem konfrontiert, ein umfangreiches und heterogenes Textmaterial aufnehmen (Plinius selbst spricht von »ungefähr 2000 Bänden [...] aus 100 ausgewählten Schriftstellern«[83]) und lesergerecht verarbeiten zu müssen. Angesichts des Umfangs des immerhin 37 Bücher umfassenden Textes kommt der traditionell als *praefatio* bezeichneten Vorrede, in der Plinius auch auf die entsprechende Funktion des im ersten Buch aufgenommenen Inhaltsverzeichnisses (bzw. des ausführlichen Registers) eingeht, offensichtlich eine strukturell wichtige Funktion zu. In der Tat überrascht es daher, daß die Forschung so lange auf eine eingehendere Analyse des Textes verzichtet hat.

Bei der Vorrede handelt es sich um ein in Briefform gehaltenes Widmungsschreiben an Titus, den Sohn von Kaiser Titus Flavius Vespasianus.[84] Köves-Zulauf differenziert inhaltlich zwischen Passagen, die der Lobrede an den Prinzregenten gelten, und solchen Abschnitten, in denen Plinius abwertend auf sein eigenes Werk zu sprechen kommt. Mit der panegyrischen Aufwertung des Adressaten bei gleichzeitiger vorsichtiger Apologie der eigenen Produktion bewegt sich Plinius im üblichen Rahmen ähnlicher Widmungsschreiben. Auch die rhetorische Gestaltung des Briefes bietet – folgt man der Analyse von Köves-Zulauf – eine mustergültige Umsetzung der entsprechenden Vorgaben Quintilians. Dem *prooemium,* einer Einleitung, in der Plinius sein Widmungsvorhaben skizziere, folge eine regelrechte Selbstverteidigung, mit der der Autor die Vermessenheit dieses Vorhabens zu rechfertigen suche. Den Auftakt dieser Apologie bilde eine *narratio,* in der eine kurze Inhaltsangabe der Bände geliefert wird. An diese regelrechte Auflistung von Fakten schließe sich eine *probatio* an, in der Plinius auf die Qualitäten seines Werkes zu sprechen komme und die spezifischen Gründe seines Vorgehens darzulegen versuche (so insbesondere den Umgang mit Quellen und die Anlehnung an wissenschaftliche Autoritäten). Schließlich münde die Argumentation in eine *refutatio* ein, in der sich Plinius gegen seine möglichen Kritiker zu wenden versuche. Ein kurzer *epilogus* schließe die Vorrede ab.

Spannender als diese wenig überraschenden Analyseergebnisse mutet Köves-Zulaufs These an, der zufolge Plinius' Vorrede eine paradigmatische Funktion erfülle, indem sie die Struktur des Gesamtwerkes über ein komplexes Netz von Antizipationen und Korrespondenzen vorbilde. D.h., die Vorrede antizipiere in ihrer Gesamtheit nicht nur die Gliederung der Einzelbände, sondern spiegele auch das antizi-

---

83 Plinius 1997, S. 15.

84 Zu Form und Rhetorik des ›prefatory letter‹ oder ›epistolary preface‹ vgl. Janson 1964, S. 19.

pierende Verhältnis zwischen Vorrede und Gesamtwerk strukturell wider. So bilde das *prooemium* innerhalb der Vorrede die Struktur der gesamten Vorrede und somit wieder die Struktur des gesamten Werkes ab. Es handelt sich also um eine Abfolge struktureller Homologien, die Köves-Zulauf nur dann überzeugend belegen kann, wenn auch das Abbildungsverhältnis zwischen den einzelnen Elementen (z.B. *prooemium* und Vorrede) wieder in dem abbildenden Element (in diesem Fall das *prooemium)* abgebildet wird.

Übersetzt man die Analyseergebnisse Köves-Zulaufs in ein semiotisches Vokabular, so geht es ihm um ein System reduplizierter Signifikation. Der Text wird zunächst in eine Kette von Metonymien aufgelöst (d.h. die einzelnen Signifikanten – einzelne Textabschnitte – sind Teil der Signifikate – hier der übergreifenden Textabschnitte –, welches sie bezeichnen). Entscheidend ist jedoch nicht dieser metonymische Verweisungszusammenhang, sondern dessen metaphorische Übersteigerung (eben das, was Köves-Zulauf in nahezu symbolistischer Manier als ›Korrespondenz‹ bezeichnet). Die einzelnen Signifikanten sind nicht nur Teil der jeweiligen Signifikate, die sie abbilden, sondern spiegeln in sich die spezifische Relation zwischen Signifikant und Signifikat wider, die die Struktur der gesamten Verweisungen auszeichnet.

Tatsächlich treibt Köves-Zulauf dieses System innerer Spiegelungen bis auf die Spitze, indem er den Kernsatz des Textes und innerhalb dieses Satzes sogar das Wort auszumachen versucht, welches das eigentliche Herzstück der *Naturalis Historia* verkörpere:

> Wie die Vorrede im gewissen Sinne die Quintessenz des ganzen Werkes darstellt *(Libros ... narrare),* das Prooemium den wichtigsten Teil der Vorrede bildet, die Protasis wieder das Kernelement des Prooemiums ist, so gibt sich die Anrede *iucundissime imperator* als das Herzstück des Protasissatzes zu erkennen.[85]

Die *protasis* (der spannungsschaffende Teil einer Periode) des *prooemiums*: Das ist in diesem Fall der erste Satz der *Naturalis Historia*, der – um die gewagte These von Köves-Zulauf nochmals auf den Punkt zu bringen – »nicht nur ein verkleinertes Spiegelbild der Vorrede, sondern auch ein Abbild der Struktur des Gesamtwerkes darstell[e]«.[86] Als Beleg führt Köves-Zulauf zunächst vage Korrespondenzen zwischen einzelnen Satzgliedern und den rhetorisch definierten Abschnitten der Vorrede – eben *prooemium, narratio, probatio, refutatio, epilogus* – auf.[87] Schwieriger als diese Zuordnung fällt es ihm dagegen, eine Analogie zwischen dem Verhältnis von Gesamtvorrede und Anfangssatz sowie den entsprechenden Strukturmerkmalen herzustellen, die für die Gestaltung des Gesamtwerkes (bzw. für die der einzelnen Bücher) konstitutiv sind.

---

85 Köves-Zulauf 1973, S. 158.
86 Köves-Zulauf 1973, S. 170.
87 Vgl. Köves-Zulauf 1973, S. 154.

Dreh- und Angelpunkt der Analogiebildung, die Köves-Zulauf vollzieht, ist die These, daß der Anfangssatz im Vorwort dieselbe antizipierende Funktion übernehme wie der Sachindex, der den einzelnen Bänden der *Naturalis Historia* vorangestellt ist. Um diese These zu untermauern, versucht Köves-Zulauf wiederum die antizipierende Funktion der anfänglichen Anrede im Anfangssatz der Vorrede (die *praefatio* im eigentlichen Sinne des Wortes) mit den Autorenindices zu parallelisieren, die in den Sachindizes integriert sind. Diese Autorenindices sind in der Forschung lange diskutiert worden, da sie – zumindest wenn man sie als Quellenverzeichnisse liest – über offensichtliche und schwer erklärbare Lücken verfügen. Mit Hinweis auf den entsprechenden Abschnitt in der Vorrede meint Köves-Zulauf, sie nun überraschenderweise als extrem abgekürzte Form eines *praefari*, d.h. als anfängliche Anreden (Widmungen) deuten zu können, mit denen Plinius den Autoren seine Referenz erweise und seine eigenen Autorität zu untermauern versuche.[88]

Der eigentliche Impetus des Aufsatzes gilt nicht dieser Neudeutung des Begriffes *praefatio* (auch wenn die entsprechenden Abschnitte in der Argumentation einen unverhältnismäßig großen Raum einnehmen). Mit seiner Interpretation der komplexen Korrespondenzverhältnisse, die den Text der *Naturalis Historia* strukturieren, versucht Köves-Zulauf vielmehr, dem »klischeeartigen Bild eines immer oberflächlichen, vordergründig-einfältigen Plinius« entgegen zu treten, das die Forschung lange Zeit geprägt habe und das seines Erachtens auch die mangelnde wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vorrede des Textes erklärt:

> Das wohlüberlegte Vorgehen, der zielbewußte Gestaltungswille, der hier offenbar wird, lassen in der Tat das Bild eines Plinius als unglaubwürdig erscheinen, der grundsätzlich ohne jeden Formwillen nur Quellenexzerpte zusammenflickt, ein Spielzeug seines Lesetriebs, ein Opfer seiner Schreibwut ist und in diesem Zustand ein Werk zustande bringt, dessen Form sich als Zufallsprodukt aus der Summe der Quellenmaterialien ergibt.[89]

Auch hier zieht der Interpret weitgehende Analogien, so daß das neue Bild, das er von Plinius' Schreibweise zu entwerfen versucht, letztendlich metonymisch für die Neubewertung einer ganzen Generation ›post-klassischer‹ römischer Autoren einsteht:

> Das [traditionelle] Bild [des Plinius] trägt tatsächlich unverkennbare Spuren einer Epoche, [...] als man noch mit voller Überzeugung die Autoren in klassische und nichtklassische einteilte und bei den ersteren in positiver, bei den letzteren in negativer Richtung zu verallgemeinern nur allzu geneigt war: ›nichtklassische‹ Autoren liefen dabei fast immer Gefahr, als bloße Nachahmer, Abschreiber ›klassischer‹ dazustehen.[90]

Kurz gesagt geht es um eine Rehabilitation des Autors Plinius und den Versuch, die *Naturalis Historia* als »literarisches Werk sui generis«[91] zu begreifen. Trotz dieser Zuschreibung, die ihrerseits einem klassizistischen Bild des frühen 19. Jahrhunderts

---

88 Vgl. Köves-Zulauf 1973, S. 160-164.
89 Köves-Zulauf 1973, S. 179.
90 Köves-Zulauf 1973, S. 179.
91 Köves-Zulauf 1973, S. 180.

von der literarischen Antike und einem entsprechenden Werkverständnis verpflichtet zu sein scheint, bemüht sich Köves-Zulauf darum, nicht unhistorisch zu argumentieren. Und so werden die komplexen Textstrategien, mit denen Plinius vermeintlich die Einheit seines Textes herzustellen suche, nur indirekt auf das modernere Phänomen zurückgeführt, das Foucault mit dem Begriff der Autorfunktion bezeichnet hat. Wenn überhaupt, so zeichne sich Plinius als Autor durch eine übertriebene Vorliebe für rhetorische Finessen aus: »Er war ja ein Sonderling, in gewisser Weise ein Pedant, seine Methoden haben oft etwas Krampfhaftes; seine Vorliebe für Kuriositäten aller Art war mächtig.«[92]

Ein wenig von dieser Krampfhaftigkeit schlägt sich zweifelsohne auch in der Argumentation des modernen Philologen nieder. Das Bemühen, die Struktur des Gesamtwerkes zu erläutern, mündet kurioserweise in eine rein philologisch argumentierende Übersetzungskritik, die um die semantische Interpretation zweier Begriffe kreist, die eine Schlüsselfunktion im vermeintlichen ›Kernsatz‹ der *Naturalis Historia* einnehmen (ich habe die strittigen Passagen im Original sowie in der deutschen Übersetzung von Roderich König und Gerhard Winkler kursiv markiert):

> Libros Naturalis Historiae, novicium Camenis Quiritium tuorum opus, natos apud me proxima fetura licentiore epistula *narrare constitui tibi*, iucundissime Imperator; sit enim haec *tui praefatio* verissima, dum maximi consenescit in patre.[93]

> Die Bücher meiner ›Naturkunde‹, ein für die Musen Deiner Römer neuartiges Werk, das letzte Erzeugnis meiner Feder, *will ich Dir* mit einem vertraulicheren Briefe *zueignen*, liebenswürdigster Herrscher; denn dies mag wohl die treffendste *Anrede für Dich* sein, während der Beiname ›Größter‹ mit Deinem Vater alt wird.[94]

Zunächst fällt die überraschende Lesart von »narrare« ins Auge. Dabei können König und Winkler in ihrer Interpretation durchaus auf eine lange Übersetzungstradition zurückgreifen, die sogar in die gängigen Wörterbücher Eingang gefunden hat. Letztendlich – so Köves-Zulauf – sei die ungewöhnliche Bedeutung von ›widmen‹, ›zueignen‹ und ›dedizieren‹ für »narrare« in diesen Wörterbüchern aber nur durch das Incipit der *Naturalis Historia* selbst belegt und somit eher unglaubwürdig.[95] Mit seiner eigenen Interpretation (»*Ich habe vor, Dir* in einem zwanglosen Brief über (das Buch,) mein neuestes Produkt einiges *zu sagen*«[96]), tritt Köves-Zulauf aber nicht nur für ein herkömmliches Verständnis von »narrare« ein, sondern versucht, seine oben rekonstruierten Thesen zu untermauern. Im ersten Satz der *Naturalis Historia* werde keine Widmung vollzogen, sondern die Widmung der Vorrede und deren besondere Funktion für die Erfassung des Gesamtwerkes werden lediglich formal antizipiert. Es handele sich also um eine extreme Form ›vorläufigen‹ Sprechens, dessen Funktion sich in einer reinen Antizipation späterer Strukturelemente des Textes erschöpfe.

---

92 Köves-Zulauf 1973, S. 156-157.
93 Plinius 1997, S. 6 [Hervorhebung von mir, KMW].
94 Plinius 1997, S. 7 [Hervorhebung von mir, KMW].
95 Köves-Zulauf 1973, S. 151 Fn.
96 Köves-Zulauf 1973, S. 152 [Hervorhebung von mir, KMW].

Springender Punkt der Argumentation von Köves-Zulauf ist dabei, daß diese besondere textuelle Strategie mit dem Incipit nicht nur vollzogen, sondern mit der bewußten Verwendung des Begriffes der *praefatio* auch bezeichnet werde:

> Damit scheint uns ein Streit der Interpreten über die Wendung *praefatio tui* eindeutig entscheidbar zu sein. Während diesen Ausdruck eine Minderheit als ›vorstehenden Titel‹, ›vorerwähnten Titel‹ deutet, steht die Mehrzahl auf dem Standpunkt, die Bedeutung des Praefixes sei hier vollkommen verblaßt, und das Wort *praefatio* meine einfach ›Titel‹. Ein mit prae- zusammengesetztes Wort jedoch, das eine grundlegende, antizipierende Konstruktionsform des Gesamtwerkes ›vor-bildet‹, das sich zudem auf eine Anrede bezieht, die ihrerseits den wichtigsten Teil der Vorrede antizipiert und den Angelpunkt eines ganzen antizipierenden Satzes bildet, dieses Wort muß die Vorsilbe prae- in denkbar prägnantem Sinne enthalten. So erweist sich auch die Auffassung der Minderheit, die Übersetzung ›vorstehender Titel‹, in Wirklichkeit als zu schwach: Die Priorität des Titels ist nicht eine momentane, eine zufällige im Fluß der Rede, sondern etwas Wesentliches, Konstitutives, ein Moment der Struktur. Gemeint ist: eine ›am Anfang der Darstellung (der Widmung) stehende Anrede‹.[97]

Das konstitutive Moment der ›Vor-Bildung‹, der Staffelung unterschiedlicher Antizipationen, das Köves-Zulauf für die Struktur des Gesamtwerkes in Anspruch nimmt, wird also mit dem Begriff der *praefatio* auf den Punkt gebracht. Ein Begriff, der somit nicht nur auf die Titus-Anrede bezogen werden könne, sondern auch auf die antizipierende Funktion der *protasis* (das »constitui« im »narrare constitui«), des *prooemiums* und der gesamten Vorrede übertragbar sei (die ohnehin traditionell als *praefatio* der *Naturalis Historia* bezeichnet wird). Als *praefationes* werden in diesem Sinne also all jene Textelemente bezeichnet, die die Lesbarkeit des Textes auf einer fundamentalen Ebene erst konstituieren. Nur über sie wird das Netz innerer Korrespondenzen etabliert, das es seinerseits erlaubt, den linearen Textverlauf (die Aneinanderreihung unterschiedlicher Textexzerpte) in eine komplexe innerliche Ordnung zu übersetzen, die sich nicht alleine an den äußerlichen Kriterien der Kapitelgliederung orientiert.

Innerhalb dieses Systems nimmt die eigentliche *praefatio* der *protasis* eine Schlüsselstellung ein, da es sich um eine Antizipation handelt, die die antizipierenden Techniken selbst in ihrer Funktionsweise vorwegnimmt, »vor-bildet«. Der präformierende Anfang, den Köves-Zulauf in einer bezeichnenden Metapher als »Angelpunkt« des Werkes bezeichnet, nimmt somit keine geringere Funktion ein, als die Kontingenz der Rede, ihren momentanen und zufälligen Fluß, in »etwas Wesentliches, Konstitutives«, in eine »Struktur« zu übersetzen.[98]

---

97 Köves-Zulauf 1973, S. 169-170.

98 Zur präformierenden Funktion des Begriffes ›Struktur‹ vgl. Derrida 1976, S. 9-52 (»Kraft und Bedeutung«), dessen kritische Ausführungen zum spezifischen ›Formalismus‹ oder gar ›Strukturalismus‹ Jean Roussets sich auf die Ausführungen von Köves-Zulauf beziehen lassen, dessen ›Strukturverständnis‹ ebenfalls durch die Parameter »Präformismus, Teleologismus, Reduzierung der Kraft, des Wertes und der Dauer« (Derrida 1976, S. 38) geprägt zu sein scheint.

Wenn Köves-Zulauf die stabilisierende Funktion der (im doppelten Sinne) ›am Anfang‹ der Rede stehenden *praefatio* betont, so unterschlägt er das prekäre oder besser paradoxe Moment, das einer Vorwegnahme vorwegnehmender Techniken *per se* innewohnen muß. Zunächst stellt die anfängliche oder besser vorläufige Titusanrede die einzige Präformation dar, die sich nicht auf ein entsprechendes präformierendes Element im Text abstützen kann und die in ihrer Stellung somit über den Textanfang hinausgreift. Wenn man die Kette antizipierender Momente, die den Text nach der Vorstellung von Köves-Zulauf strukturiert, weder in einen unendlichen Regreß überführen noch durch eine willkürliche, äußere Setzung unterlaufen möchte, die das Moment der Antizipation und die daraus resultierende innere Struktur des Textes gefährdet, dann kommt als stabilisierendes Moment der Kette nur ein Anfang in Frage, in dem der Text sich sozusagen selbst antizipiert, sich in der antizipierenden Bewegung selbst überholt bzw. in einer überholenden Bewegung selbst schon überholt hat.

Auch wenn Köves-Zulauf sich nicht in solche texttheoretischen Spitzfindigkeiten versteigt, kreist seine (zumindest in diesem Punkt) konzise Interpretation um die Vorstellung eines solchen ›reinen‹, vollkommen entleerten Sprechaktes, der sich in einer grundlegenden Vorwegnahme sozusagen erst nachträglich selbst erzeugt. Bei der von Köves-Zulauf anvisierten Interpretation der *praefatio* handelt es sich um ein in jeglicher Hinsicht vorläufiges Sprechen (noch ohne Semantik, noch ohne innere Struktur, noch ohne Stimme) – um eine ›Prae-Figuration‹ im extremsten Sinne des Wortes.[99]

Die Analyse eines komplexen temporären ›Gefüges‹ (man kann eben noch nicht von einer ›Struktur‹ sprechen) hilft, den Sprechakt zu analysieren, der den Text als Text figurierend konstituiert (hier im Sinne eines Gewebes unterschiedlicher Präfigurationen). Dabei mündet die Interpretation in ein Paradox: Das Bemühen, die präformierende Funktion der *praefatio* und somit die Lesbarkeit des Textes (als eines »literarischen Werkes sui generis«) zu unterstreichen, führt Köves-Zulauf zur Auseinandersetzung mit einem Textelement, das schon aufgrund seiner komplexen zeitlichen Struktur eher ein konzises Modell für die Unlesbarkeit von Texten liefert.

Da das Gelingen eines Sprechaktes, der Struktur erst etablieren soll (eine Setzung der Möglichkeit von Antizipation), *per se* nicht strukturell begründet werden kann, muß Köves-Zulauf auf das autoritäre oder eben auktoriale Moment eingehen, das mit dem Akt der Anrede und ihrer präformierenden Funktion verknüpft ist. Die spezifische Verwendung der *praefatio* zu Beginn der *Naturalis Historia* wird interessanterweise als Umwandlung einer religiösen Anredepraxis in einen profanen Gebrauch verstanden. Das Paradoxon einer sich selbst antizipierenden Antizipation wird über

---

[99] Das uneigentliche, vorläufige Sprechen wird von Köves-Zulauf auch explizit als eine Bedeutungsvariante von *praefatio* angeführt: »In der Naturgeschichte kommt *praefari, praefatio* insgesamt siebenmal vor. Zweimal ist damit eine entschuldigende Wendung gemeint, die man vorausschickt (›mit Verlaub sagen‹), bevor man unschickliche Wörter ausspricht.« (Köves-Zulauf 1973, 160)

einen Pakt mit dem Imperator legitimiert, der sich ebenfalls auf einer zirkulären Struktur gegenseitiger Voraussetzungen gründet. Der Imperator beziehe seine Autorität im Textzusammenhang erst nachträglich aus der Widmung eines Autors, dessen eigene Autorität wiederum von der vorausgesetzten Autorität des Regenten abhängt, die diese Widmung überhaupt zuläßt. Ähnliches gelte dann für die Autoritäten, denen die Autorindizes der einzelnen Bände gewidmet sind.

4.2. Mit Verlaub schreiben: Plinius' *Naturalis Historia* als ›work in progress‹

Ich wäre kaum so ausführlich auf die inzwischen auch schon in die Jahre gekommene Interpretation von Köves-Zulauf eingegangen, wenn die anfangs angesprochene schwedische Handschrift, die dem Konvolut von Almqvists späten Handschriften entstammt, nicht um ähnliche Problemfelder kreisen, ja sogar auf die gleichen Belegstellen in der Vorrede zurückgreifen würde. Allerdings mündet die Argumentation in eine These, die den Ergebnissen von Köves-Zulauf diametral entgegengesetzt zu sein scheint:

> Min förslagsmening, såsom man nu af det föregående lätt torde ana ~~är den~~ √*utgår ut derpå*, att det Verk under Historia Naturalis vi besitta, visserligen är av Caius Plinius Seçundus, men icke utgör detta hans Verk utarbetadt och färdigt, ännu långt mindre ett Verk, hvarvid han lagt sista handen; utan allenast innefattar Förarbetet, Materialsamlingen härtill, måhända ställvis utfördt så som ~~författaren~~ Plinius slutligen skulle vilja hafva det, men på det hela icke. (Vf 3:24, [5])[100]

Die Argumentation des Staatsrates, dem diese Handschrift in der Fiktion zugeschrieben wird, konzentriert sich im wesentlichen auf die bloße Existenz eines Vorwortes, welche an sich gegen die Annahme spricht, daß die *Naturalis Historia* eine reine Materialsammlung darstellt:

> Man tänker: den Plinianska Naturalhistorien måste väl vara färdig, ej blott i utkast, men fullt utarbetad, då förf. ~~skrifvit en dedik~~ kommit derhän att tillegna √den sjelfva imperatorn, för hvilken han yttrar en så djup och nästan bäfvansfull vördnad, att han icke gerna kan anses hafva velat eller ens vågat dedicera honom ett arbete som han ej sjelf ~~anser~~ betraktade fullfärdigt. Slutsatts: alltså måste denna Historia Naturalis hafva varit ordentligt √och finaliter utarbetad, när Plinius skref Företalet. (Vf 3:24, [8])[101]

---

[100] Die Handschriften werden – aus noch zu klärenden Gründen – bewußt in einer möglichst diplomatischen Fassung wiedergegeben. In die Übersetzung allerdings werden Streichungen und Einfügungen nicht aufgenommen. Vgl. dazu die editorische Notiz im Anhang C. Das Zitat lautet in der Übersetzung: »Meine Hypothese, die sich aus dem Vorhergehenden leicht erahnen läßt, lautet, daß das Werk, welches wir unter dem Namen Naturalis Historia besitzen, sicherlich von Caius Plinius Secundus stammt, aber dennoch nicht als sein voll ausgearbeitetes und fertiges Werk bezeichnet werden kann, noch weniger als ein Werk, woran er letzte Hand gelegt hätte; sondern alleine eine Vorarbeit, die Materialsammlung dazu, vielleicht stellenweise so ausgeführt, wie Plinius es schließlich haben wollte, aber im Ganzen nicht.«

[101] »Man denkt: Plinus' Naturgeschichte muß wohl fertig sein, nicht nur im Entwurf, sondern voll ausgearbeitet und fertig, da der Verf. dazu gekommen ist, sie dem Imperator selbst zu widmen, für den er eine so tiefe und nahezu ängstliche Ehrfurcht empfand, so daß man nicht davon ausgehen

Auch Köves-Zulauf Thesen stützen sich auf die ›natürliche‹ Annahme, daß Einleitungen erst nach der Abfassung eines ›vollendeten Werkes‹ geschrieben werden: »Es geht aus dem Wortlaut der Vorrede hervor, daß Plinius sie nach Fertigstellung des Werkes verfaßt hat, wie es auch natürlich ist«.[102] Dagegen bemüht sich der Staatsrat um den kuriosen Nachweis, daß es sich bei der *praefatio* um einen noch vorläufigen Entwurf zu einem noch zu vollendenden Widmungsschreiben handelt.

> [Jag] nekar nödvändigheten: med andra ord, nekar att i den till oss komna dedikationens befintlighet ligger ett bevis, ~~som~~ kullkastande rättigheten till ens en hypothes af det slag jag framställt. Jag tillåter mig följande anmärkningar, utvisande huru jag finner saken tänkbar. Lika väl som en ~~författare~~ auktor af ett vidt omfattande vetenskapligt verk kan √på förhand och innan han fulländar det uppsätta ett Utkast √dertill, en Promemoria, en utförlig Plan (måhända med åtskilliga afdelningar utarbetade, men det hela blott embryoniskt); lika väl kan √han också förskottsvis, uppsätta utkastet till ett Företal (vare sig i form af Bref, Dedikation eller hvad man vill); och det sednare kan lika väl som ~~detta~~ det förra ligga, efter författarens död, som ett ofärdigt Concept. Och ett sådant Concept kan oändligen väl finnas bland hans posthuma papper, utan att √involvera det han före sin död med arbetet och Dedikationen, bägge fullfärdiga, gått till sin Imperator. (Vf 3:24, [9])[103]

Nach den Ausführungen zu Kierkegaards Hegelkritik und der ausführlichen Wiedergabe von Köves-Zulaufs Interpretation dürften die weitreichenden Implikationen dieser zunächst bizarr anmutenden These deutlich werden. Denn der Staatsrat hebt in seiner Analyse, in der er ausführlich auf die spezifische temporäre Struktur von Plinius ›Vor-Rede‹ eingeht, lediglich die generellen strukturellen Merkmale hervor, die Paratexte als ›Para-Texte‹ (zur Bedeutung des Präfix ›para‹ im Sinne von ›paramilitärisch‹ s.o. Kap. 3.3) kennzeichnen. Der textuelle Aufschub, der den vorläufigen Beginn von Texten zu einem besonders prekären Moment einer Werk-Struktur macht, wird weder über eine Negation theoretisch aufgehoben (Hegel) noch in bezug auf seine vermeintlich pragmatische Funktion instrumentalisiert (Genette oder Köves-Zulauf, die trotz ihrer gründlichen Analyse paratextueller Funktionen letztendlich nur zur recht trivialen Einsicht einer leserlenkenden Funktion von Paratexten

---

kann, daß er es gewollt oder vielmehr gewagt hätte, ihm eine Arbeit zu widmen, die er selbst nicht für fertig hält. Fazit: Also muß die Historia Naturalis voll und ganz vollendet gewesen sein, als Plinius das Vorwort schrieb.«

102 Köves-Zulauf 1973, S. 169 Fn.

103 »Ich bestreite mit anderen Worten die Notwendigkeit, in der uns überlieferten Form der Dedikation einen Beweis zu sehen, der schon die Berichtigung einer Hypothese, wie ich sie formuliert habe, erschüttern würde. Ich erlaube mir folgende Anmerkungen, die zeigen, wie ich mir die Sache vorstelle. Genauso gut wie ein Autor eines umfassenden wissenschaftlichen Werkes – schon vorher und bevor er es vollendet – einen Entwurf dazu erstellen kann, ein Promemoria, einen ausführlichen Plan (vielleicht in einigen Teilen ausgearbeitet, im Ganzen aber embryonal), genauso gut kann er im voraus [pränumerando] den Entwurf für ein Vorwort aufsetzen (sei es in Form eines Briefes, einer Dedikation oder was immer); und dieser Entwurf kann ebenso gut wie das andere, nach dem Tod des Autors, als unfertiges Konzept daliegen. Und ein solches Konzept kann sich unendlich gut unter seinen posthumen Papieren befinden, ohne daß er vor seinem Tod mit der vollendeten Arbeit und der Dedikation zu seinem Imperator gegangen ist.«

gelangen). Vielmehr wird er umgekehrt betont, um den gesamten Text der *Naturalis Historia* als »Vor-Arbeit« (wortwörtlich »för-arbete«, Vf 3:24, [12]) zu charakterisieren, die sich noch in einem »aggregatorischen Zustand« (»aggregatoriska skick«; Vf 3:24, [13]) befinde. Auch in dieser Argumentation nimmt die *praefatio* also eine Art Schlüsselfunktion ein: In Analogie zu den Ergebnissen von Köves-Zulauf könnte man sie als einen in sich verschobenen Angelpunkt bezeichnen, der aufgrund der ihm eingeschriebenen Temporalität eine verheerende Wirkung auf die Konzeption des Gesamtwerkes ausübt. Während es Köves-Zulauf darum geht, mit der Analyse der *praefatio* eine (textimmanente) Autorfunktion zu begründen, die es erlaubt, den Text der *Naturalis Historia* in eine feste temporäre Struktur zu überführen, läuft die Argumentation des Staatsrates im Gegenteil darauf hinaus, diese textregulierende Instanz zu dekonstruieren.

Vordergründig allerdings operiert er mit den Kategorien, die der Analyse von Köves-Zulauf zugrundeliegen. Ja, sein Versuch, den vermeintlich unfertigen Zustand des Textes über den – hier wortwörtlich zu verstehenden – Tod des Autors zu begründen (die Begründung seiner These lautet kurz: Plinius sei über der Arbeit an der *Naturalis Historia* verstorben), versteht sich sogar explizit als eine Art Apologie von Plinius' »auktorialem Charakter«:

> Denna förslagsmening är naturligtvis af alldeles ingen vigt i och för sjelfva det Verk vi nu hafva, och hvilket härigenom ej undergår den ringaste förändring; men den är, såsom jag tror, af stor betydelse i och för Plinius personligen eller såsom räddning af hans auktorliga karakter. (Vf 3:24, [5])[104]

Es wird zu zeigen sein, daß die Beobachtungen des Staatsrates – entgegen seinen Äußerungen – nicht nur die Wahrnehmung der *Naturalis Historia* zu verändern helfen, sondern sogar dazu Anlaß geben, den »auktorialen Charakter« von Texten generell in Frage zu stellen. Einen konkreten Hinweis auf sein Bemühen, sehr wohl eine neue Sichtweise des Textes zu ermöglichen, liefern zunächst überraschende Übersetzungsvorschläge. Auch der schwedische Interpret konzentriert sich auf das Incipit des Textes und versucht, über die Neudeutung des »narrare constitui« seine These des unvollendeten Charakters der *Naturalis Historia* zu untermauern:

> Nu återkommer jag till det ryktbara Företalet, och anmärker att ~~detta~~ √nyssnämnda jag tycker såsom aggregatoriska skick synnerligen der uppenbarar sig, utvisande att denna Præfation √sjelf utgjorde ett ibland alla de öfriga för-arbetena. Jag fäster mig vid ett uttryck som Plinius har der straxt i början, och som gjort kommentatorerne åtskilligt bekymmer; ehuru af annat slag. Plinius säger i sitt bref till Titus: Constitui narrare (nemligen Historiam naturalem): ›Jag har beslutit ...berätta, eller skildra o.s.v.‹ Säger man väl så om ett verk, som man redan har fullfärdigt, och hvarpå man nu allenast sätter kronan genom ett företal? – Skulle icke Plinius då hellre hafva sagt Narravi, ›jag har skildrat‹? Eller, om han ville tala om sitt fattade beslut – om detta NB tillika nu var

[104] »Diese Hypothese ist natürlich völlig bedeutungslos für das uns vorliegende Werk, welches dadurch nicht die geringste Veränderung erfährt; aber sie ist, wie ich meine, für Plinius persönlich von großer Bedeutung oder als Rettung seines auktorialen Charakters.«

utfördt – skulle han ej hafva sagt Constitueram, ›jag hade beslutit ...‹ och frukten af detta beslut ser du ~~nu~~ här, eller så ungefär. Men då han yttrar sig hafva beslutit och icke vidare nämner detta företag tyckes √frasen i sanning hafva utseendet af någonting skrifvet eller antecknadt under ett pågående arbete. (Vf 3:24, [13-14])[105]

Ähnlich wie Köves-Zulauf versucht der Staatsrat mit seiner Übersetzung, die spezifische Temporalität der antizipierenden Passage zu analysieren, wobei er – dies sei schon an dieser Stelle erwähnt – die lateinischen Zeitformen dilettantisch übersetzt und die lateinische Funktion von Perfekt und Plusquamperfekt mit derjenigen gleichsetzt, die diese Zeitformen im Schwedischen besitzen. Während Köves-Zulauf die Antizipation als eine spezielle Art abschließender Prolepse zu deuten versucht, über die sich die temporäre und damit die narrative Struktur des Textes konstituiert (im wahrsten Sinne des Wortes »constitui narrare«), bezieht der Staatsrat sie auf einen noch nicht vollzogenen Akt des Erzählens, des Schilderns selbst. Letztere Interpretation lädt – wie gesehen – zunächst zu wenig spektakulären Schlußfolgerungen ein: Plinius habe nicht die Kontrolle über seinen Text verloren, sondern sei schlichtweg nicht dazu gekommen, sein Werk zu beenden.

Es ist allerdings nochmals zu klären, wie der Staatsrat »narrare« eigentlich übersetzt. Die Übersetzung mit »erzählen« und »schildern« bleibt ja zunächst sehr allgemein (bezeichnenderweise wird sogar ein schlichtes »u.s.w.« eingefügt), so daß sich die Frage aufdrängt, auf was für einen Begriff von Erzählung, Schilderung (oder sogar allgemein Äußerung?) sich die Feststellung eines unvollendeten Vorgangs eigentlich bezieht. Ist die Erzählung auf der *histoire*-Ebene unvollständig geblieben? Fehlen etwa ganze Wissensfelder? Oder ist sie auf der diskursiven Ebene nicht abgeschlossen? Gibt es z.B. auffällige Lakunen im Text? Auch wenn der Staatsrat in seiner Abhandlung tatsächlich auf entsprechende Auslassungen und Lücken aufmerksam macht, zielt seine Argumentation m.E. auf ein gänzlich anderes Verständnis von »narrare«. Wäre die unterstellte Unvollständigkeit der *Naturalis Historia* lediglich auf den fragmentarischen Zustand einer – wie auch immer gearteten – Repräsentation bezogen, so hätte der Staatsrat die Vorläufigkeit des »constitui narrare« etwa durch

---

105 »Nun komme ich auf das berüchtigte Vorwort zurück, und bemerke, daß sich der eben erwähnte aggregatorische Zustand dort sehr deutlich offenbart, wobei sich herausstellt, daß diese Praefatio selbst eine unter all den anderen Vorarbeiten ausmacht. Ich konzentriere mich auf einen Ausdruck, den Plinius dort ganz am Beginn verwendet und der den Kommentatoren einigen Kummer bereitet hat; wenn auch anderer Art. Plinius schreibt in seinem Brief an Titus: Constitui narrare (nämlich Historiam naturalem): ›Ich habe beschlossen .... zu erzählen, oder zu schildern u.s.w.‹ Sagt man so etwas über ein Werk, das man schon vollendet hat, und dem man nun mit einem Vorwort lediglich die Krone aufsetzt? Hätte Plinius hier nicht eher Narravi ›ich habe erzählt‹ verwendet? Oder, wenn er über seinen gefaßten Beschluß hätte schreiben wollen – angenommen, dieser wäre auch vollzogen worden –, hätte er dann nicht Constitueram gesagt: ›ich hatte beschlossen ...‹ und die Frucht dieses Beschlusses siehst du hier, oder so ungefähr. Aber da er nur äußert, daß er dieses Unternehmen beschlossen habe und es im weiteren nicht mehr erwähnt, scheint die Phrase tatsächlich das Aussehen von etwas zu besitzen, das im Verlauf einer andauernden Arbeit geschrieben oder aufgezeichnet worden ist.«

das Futur perfekt eines uneingelösten ›narravero‹ (›ich werde erzählt haben werden‹) verdeutlichen können.

Der Bezug auf die Interpretation von Köves-Zulauf hilft dagegen zu umschreiben, um was es dem Staatsrat mit der eindringlichen Betonung des »constitui narrare« eigentlich geht. Was Plinius seiner Meinung nach nämlich nicht mehr zu Stande bringt, ist, genau jenen von Köves-Zulauf fixierten Sprechakt abzuschließen, der die ›innere Struktur‹ des Textes hergestellt und der den Text als lesbare Erzählung, Schilderung (oder Äußerung?) konstituiert hätte. Was unabgeschlossen bleibt, ist nicht die Erzählung als semiotisches System (die Relation von *discours* und *histoire*) sondern Erzählung als *narration*, als genuine Sprechhandlung, als Performanz.[106]

Mit der Betonung der Differenz zwischen dem im Vollzug befindlichen Akt einer souveränen Narration (»constitui narrare«) und dem herkömmlichen Verständnis von Erzählung (»narravi«), die sich in einer vom Sprecher unabhängigen referentiellen Funktion (und sei es der Relation zwischen *discours* und *histoire*) erschöpft, reißt der Staatsrat ein im weitesten Sinne sprachtheoretisches Problemfeld auf, das mir in diesem Zusammenhang keineswegs marginal zu sein scheint. Immerhin interessieren sich beide Interpreten in ihrer Auseinandersetzung mit der *praefatio* dafür, inwieweit bzw. ob es dem Vielschreiber Plinius gelingt, seinen wissenschaftlichen Diskurs souverän zu begründen und auktorial zu kontrollieren. Was dem Text, der noch von einer offenen Performanz zeugt, nach der Interpretation des Staatsrates nämlich fehlt bzw. genauer, über was er *noch nicht* verfügt, ist genau das, um dessen Nachweis Köves-Zulauf sich bemüht: Es ist schlichtweg die Autorfunktion, die es erlaubt, das Zitatkonglomerat der *Naturalis Historia* als ein Werk wahrzunehmen.[107]

---

[106] Zur Differenzierung zwischen den französischen Begriffen vgl. Genette 1994, S. 15-20.

[107] Geschickterweise belegt der Staatsrat den desperaten Gesamtcharakter des Werkes, der aus dieser sich selbst zurücknehmenden Sprechweise resultiert, nicht durch seine eigenwillige Interpretation des »constitui narrare«, sondern ganz im Gegenteil durch den dezidierten Verzicht auf eine hermeneutische Lektüre. D.h., die Unmöglichkeit, die philologische Diskussion um einzelne Begriffe des Textes überhaupt zu Ende zu führen, wird just an der Interpretation des »constitui narrare« unterstrichen (ein gelungener *double bind*: jede kritische Erwiderung anderer Kommentatoren würde letztlich die Übersetzung bestätigen): »Somlige kommentatorer vilja, att Plinius vid narrare icke menat sin Naturhistoria, utan blott det bref han skref till Titus. Någon grund härför finnes ej hos Plinius sjelf; men, om så ock vore, förändrar det endast objektet för verbet narrare, men Constitui qvarstår. Jag har blott i förbigående fast mig vid detta ›Narrare constitui‹; jag vet väl, att en annan mening, än den jag anfört, deri kan sökas finnas, samt att man för vid verbet Narrare (oaktadt det har ›libros‹ till objekt) kan föreställa sig ej just Naturalhistorien, men .... Gud vet hvad. Egentligen är här ingen klart uttalad mening; och frasen hör, likt √ så många hundrade andra, till de ›desperata‹ ställena i Plinius – endast tydliga för honom sjelf och benytteliga vid ett slutligt utarbetande, då de lätt af auktorn kunde föras ut och göras helt klara; men nu, huru än kommentatorerne vända och vrida dem, qvarliggande i det ~~dunkla~~ ofattliga ~~och ej sällan görande läsningen af denna Classicer ganska oangenäm.~~ offatliga« (Vf 3:24, [15]; »Einige Kommentatoren behaupten, daß Plinius mit narrare nicht seine Naturkunde bezeichnet hat, sondern nur den Brief, den er an Titus schrieb. Ein Grund hierfür findet sich nicht bei Plinius selbst; selbst, wenn dem so wäre, würde sich allenfalls das Objekt des Verbs narrare verändern, aber Constitui würde stehen bleiben. Ich habe mich nur kursorisch mit dem ›Narrare constitui‹ beschäftigt; ich weiß wohl, daß darin ein anderer Sinn, als der, den ich angeführt habe, gefunden werden kann. Ich weiß auch,

Strukturell betrachtet ist die Bedingung der Möglichkeit eines souveränen Umgangs mit Sprache und Erzählung an die Vorstellung eines Anfangs, eines Ursprungs (oder Angelpunktes) gebunden, der selbst nicht Teil äußerlicher diskursiver Sprachstrukturen ist (paradigmatisch: ein intuitiv fundiertes Bewußtsein, das sich aus einem schon vorgegebenen mythischen Erzählzusammenhang zu emanzipieren versucht). Die vom Staatsrat vorgeschlagene Variante, das Vorwort mit einem unreflektierten »narravi« zu eröffnen, würde also nicht unbedingt für die Autonomie des Autors sprechen. Der auktorial legitimierte Diskurs muß folgerichtig mit dem autonomen Beschluß eines »constitui narrare« beginnen, also mit einem wie auch immer belegten Indiz, daß der Sprecher vollständig frei über den die Erzählung konstituierenden Sprechakt verfügt. Noch überzeugender allerdings fiele die vom Staatsrat vorgeschlagene Variante eines »constitueram narrare« bzw. des schwedischen »jag hade beslutit« aus (im Lateinischen bezeichnet das Plusquamperfekt nur ein Zeitverhältnis), da in einer wissenschaftlichen Abhandlung in der Regel nicht der Vorsatz allein zählt, sondern dessen Durchführung (man denke an Hegels schulmeisterliche Ratschläge). Allerdings hätte die Verwendung des Plusquamperfekts hier weitreichende Konsequenzen. Der konstitutive Akt, der Sprache und Erzählung begründen soll, wird nun nicht mehr als ein sich noch ereignender Vorgang zum Ausdruck gebracht, sondern selbst in die festgefügte temporale Struktur einer Erzählung integriert und somit in seiner Ereignishaftigkeit schlichtweg unterschlagen.

In dem als Motto dieses Kapitels angeführten Gedicht, das Hans-Jørgen Nielsen bezeichnenderweise als »Geschichte des Plusquamperfekts« tituliert, wird in einer subtil ironischen Form auf den grundlegenden reaktionären Zug dieser Zeitform hingewiesen. Die Verwendung des Plusquamperfekts erscheint in der Tat »uninteressant«, da es – ob konjunktivisch verwendet oder nicht – lediglich das retrospektiv zu begründen hilft, was ohnehin schon da ist (man schreibt Vorwörter in der Regel erst, nachdem man eine Abhandlung, Erzählung vollendet hat und weiß, worauf man eigentlich hinaus wollte). Der Anfang, der in dieser Rede postuliert wird, ist immer schon seiner Souveränität, d.h. seiner spezifischen Modalität als ein im Entstehen begriffener, möglicher Anfang beraubt. In bezug auf unser Beispiel bedeutet das: Was die Rede vom »constitueram narrare« bzw. des larmoyanten ›constituissem narrare‹ (›ich hätte angefangen zu erzählen‹ – die lateinischen Zeitformen werden hier – wie vom Staatsrat – analog zu der Bedeutung verwendet, die sie im Schwedischen besitzen) sozusagen schon aus grammatikalischen Gründen verfehlen würde, ist die unabwägbare Dynamik des »constitui narrare« bzw. genauer des »jag har beslutit« als einer in die Gegenwart hineinreichenden Verlaufsform (die in ihrer Prozessualität

---

daß man das Verb Narrare (obwohl es ›libros‹ als Objekt hat) nicht unbedingt auf die Naturkunde beziehen muß, sondern auf ... Gott weiß was. Eigentlich gibt es hier überhaupt keinen klar ausgesprochenen Sinn; und die Phrase gehört wie so viele hundert andere zu den ›desperaten‹ Stellen bei Plinius – die nur ihm selbst bewußt waren und die er – bei einer endgültigen Textredaktion – leicht hätte ausführen und ganz deutlich machen können; aber die nun, wie sehr die Kommentatoren sie auch drehen und wenden, unbegreiflich bleiben.«)

auch nicht mit dem punktuellen ›constituo narrare‹ – ›ich fange an zu erzählen‹ – bzw. ›constituebam narrare‹ – ›ich fing an zu erzählen‹ – wiedergegeben werden kann): Der Entschluß zu erzählen hat schon begonnen, Effekte zu zeitigen, die aber noch nicht in eine Erzählung münden und folgerichtig nicht durch eine Erzählung zum Ausdruck gebracht werden können.

Was der Staatsrat mit seiner kuriosen Übersetzung somit ins Visier nimmt, ist die temporale Besonderheit eines konstituierenden Sprechaktes, der nicht auf der linearen Temporalität einer abgeschlossenen Erzählung gründet (somit auch nicht einfach als Anfang beschrieben werden kann), sondern der diese umgekehrt erst begründet. Hinter dem Interesse für die spezifische Temporalität dieses Aktes, der einer herkömmlichen linearen zeitlichen Ordnung enträt, verbirgt sich die Einsicht in das Phänomen einer sich ereignenden Narration, die sich der Kontrolle eines Sprechers entzieht, der sich selbst über die (temporären, räumlichen, etc.) Modalitäten einer wie auch immer gearteten Erzählung definiert. Kurz gesagt: Es werden die afformativen Züge jeglicher Performanz offengelegt.[108]

Worauf der Staatsrat in seiner Interpretation des »constitui narrare« also aufmerksam macht, ist nichts weniger als das Paradox, daß sich die Souveränität eines die Erzählung als Narration konstituierenden Sprechaktes weder auf die Intuition des Sprechers noch auf andere Gründe (Anfänge, Ursprünge etc.) berufen kann, die wieder über eine Erzählung – ein ›angefangen haben werden‹ – repräsentiert werden könnten, sondern letztendlich nur auf den blinden Fleck eines allenfalls experimentell einlösbaren ›anfangens‹, bzw. ›angefangen habens‹ (s.u.).

4.3. Anfangen, ›Ich‹ zu sagen: Metawissenschaftliche Begründungsszenarien

Die aufgeworfene Problematik gewinnt an Plastizität, wenn man sich die philosophischen oder besser die philosophiehistorischen Implikationen vor Augen hält, die sich mit der Formulierung »constitui narrare« verknüpfen lassen. Mit der indirekt angesprochenen abstrakten Frage, wie und ob sich der im doppelten Sinne begründende (also gleichermaßen legitimierende wie konstituierende) Anfang, Ursprung oder Angelpunkt einer spezifischen Diskursform (die Sprechinstanz: Ich, Bewußtsein bzw. im Bereich der spekulativen Metaerzählungen: absoluter Geist, Gott, etc.) über diese Diskursform selbst begründen läßt, sind wir wieder bei dem schon im ersten Kapitel angesprochenen Grundlagenproblem der postkantianischen Philosophie angelangt. Der Bezug auf zentrale Theoreme des deutschen Idealismus bietet sich aus mehreren Gründen an. Immerhin setzen sich Kants kritische Nachfolger letztlich alle mit der auch in der *praefatio* der *Naturalis Historia* behandelten Frage auseinander, wie sich *das* Wissen – wohlgemerkt als Singular – noch in die Form *eines* Buches bringen läßt. Die theoretischen Systeme, die Fichte, Schelling und Hegel auf der vermeintlich unvollendeten Architektur der drei Kritiken zu errichten versuchen, stellen nichts weniger als letzte Bemühungen um eine homogene Form des Wissens dar, die es

---

[108] Zum Begriff der Afformanz vgl. Hamacher 1994, S. 359-361 (vgl. Kap. 3.3).

erlaubt, die Pluralität unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Entwürfe und Praktiken in der einheitlichen Form von Wissenschaftslehren – einem »Wissen vom Wissen« – aufzufangen.[109] Angesichts der theoretischen wie historischen Tragweite dieser Entwürfe überrascht es wenig, daß sie sich nicht nur in der Argumentation des Staatsrates niederschlagen, sondern noch in Köves-Zulaufs Interpretation von Plinius' Wissenskonzeption nachwirken.

Kant selbst macht in der Einleitung zur *Kritik der Urteilskraft* auf die Aporie aufmerksam, in die sich das kritische Unterfangen einer Transzendentalphilosophie unvermeidlich verwickelt.[110] Jeglicher Begründungsversuch einer transzendentalphilosophischen Reflexion scheitert letztendlich an der simplen Tatsache, daß sich das eigene Denken nicht über eine Denkbewegung überholen und legitimieren läßt. So bleiben die Ergebnisse des transzendentalphilosophischen Unterfangens negativ: Ein Wissenssystem läßt sich weder auf einer vermeintlichen Empirie von Beobachtungen begründen, noch auf dem Versuch, den Zweifel an der beobachtenden Instanz zu systematisieren. Zwar gelingt es Kant mit der ursprünglich-synthetischen Einheit der Apperzeption die konstitutive Voraussetzung eines Denkens in Begriffen zu bezeichnen. Doch die Zweckmäßigkeit einer solchen Verstandestätigkeit, die das Unternehmen der drei Kritiken rechtfertigen würde, bleibt der transzendentalen Logik verschlossen. Gravierender als dieser blinde Fleck der Erkenntnistheorie wiegt allerdings das Problem, wie sich die Ergebnisse und das theoretische Vorgehen in der *Kritik der reinen Vernunft* zu dem Begriff der Freiheit verhalten, der in der *Kritik der praktischen Vernunft* als regulatives Prinzip der Ethik veranschlagt wird. Wenn die Ethik nach grundlegend anderen Kriterien verfährt als die Erkenntnistheorie, stellt sich automatisch die Frage nach dem Verhältnis bzw. nach der Hierarchie zwischen den über die transzendentale Deduktion gewonnenen Voraus-Setzungen, die die Bedingung der Möglichkeit von Anschauung, Verstand und Vernunft garantieren. Auch die dritte Kritik, in der Kant – wie erwähnt – selbst auf die Unvollständigkeit seines philosophischen Systems eingeht, liefert kaum die erwünschte Brücke über den ›Abgrund‹ zwischen Theorie und Praxis, sondern bemüht eine ästhetische Hilfskonstruktion, die die Aporien der Transzendentalphilosophie eher zu verdeutlichen als zu überwinden hilft.

Bekanntermaßen eröffnet Fichte die Reihe der idealistischen Versuche, den angedeuteten Sackgassen zu entkommen und das auf zwei heterogenen Säulen ruhende Gebäude der Transzendentalphilosophie auf einem gemeinsamen Grund neu zu errich-

---

[109] Zur Frage nach der ›metanarrativen‹ Legitimierung des Wissens, die sich mit der Einsicht in die Temporalität des Wissens zuspitzt, vgl. Lyotard 1994, insb. S. 87-111.

[110] In diesem kurzen philosophischen Abriß lehne ich mich bewußt an Darstellungen an, die den Aporien der nachkantianischen Philosophie im Rahmen einer Einführung zu den ästhetischen Konzepten des frühen 19. Jahrhunderts nachgehen. Vgl. Frank 1989a, S. 56-306 und Plumpe 1993. Daß diese Entwicklungen auch die philosophischen (und ästhetischen) Debatten im Schweden des frühen 19. Jahrhunderts prägten, zeigt die Arbeit von S.Nordin 1987.

ten.[111] Dabei versucht er, die Differenz zwischen theoretischer und praktischer Vernunft durch eine handlungstheoretische Argumentation zu überwinden. Das oberste Prinzip der Erkenntnistheorie – das ›Ich denke‹, das meine Vorstellungen begleitet, – wird mit dem regulierenden Prinzip der Ethik – also der Freiheit des Willens – kurzgeschlossen. Erkenntnis wird weniger als repräsentationstheoretisch fundierte Annäherung an ein (wie auch immer geartetes) Objekt der Erkenntnis definiert, denn als schöpferischer Akt verstanden, mit dem sich allein das ›Ich‹ über die Setzung unterschiedlicher Formen des ›Nicht-Ich‹ zu verstehen sucht (mit dieser Gleichsetzung von Erkenntnis und Selbsterkenntnis erhofft sich Fichte, sich all der repräsentationstheoretischen Probleme entledigen zu können, die im Dualismus von Subjekt und Objekt zum Ausdruck kommen und die mit der vielgescholtenen Vorstellung eines ›Dings an sich‹ auch in den drei *Kritiken* überleben). Das philosophische System gründet sich somit auf die transzendentale Deduktion eines souveränen Aktes, in dem Handlung und Produkt der Handlung sowie Handlung und Tat unmittelbar in eins fallen:

> Das *Ich setzt sich selbst*, und es *ist*, vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst; und umgekehrt: das Ich *ist*, und es *setzt* sein Sein, vermöge seines bloßen Seins. – Es ist zugleich das Handelnde, und das Produkt der Handlung; das Tätige, und das, was durch die Tätigkeit hervorgebracht wird; Handlung, und Tat sind Eins und ebendasselbe und daher ist das: *Ich bin* Ausdruck einer Tathandlung.[112]

Fichte operiert mit zwei Differenzierungen. Die erste betrifft die angesprochene Differenz zwischen dem Akt einer Setzung und deren Produkt. Entscheidend dabei ist, daß sich Setzen und Gesetztes unmittelbar wechselseitig begründen. D.h. konkret, daß das ›transzendentale Ich‹ als Produkt einer Setzung (in einer paradoxen Bewegung) unmittelbar für die Legitimität dieser Setzung selbst einsteht. Die Differenzen zwischen Handlung (Tat) und Produkt der Handlung (Produkt der Tätigkeit) ließen sich – in Anlehnung an Ausführungen Werner Hamachers – als Differenz zwischen Performanz und Konstatierung sprachtheoretisch reformulieren.[113] Daß die Begriffe von

---

[111] Auch in der Darstellung der Philosophie Fichtes lehne ich mich bewußt an Aufsätze an, die dem maßgeblichen Einfluß seiner Schriften auf die frühromantische Ästhetik nachgehen. Vgl. Frank 1987, Frank 1995, Bubner 1995, Mittelstraß 1995 und Hamacher 1998, S. 195-235 (»Der ausgesetzte Satz. Friedrich Schlegels poetologische Umsetzung von Fichtes absolutem Grundsatz«). Von der außerordentlichen Bedeutung Fichtes für den philosophischen Diskurs im Schweden des frühen 19. Jahrhunderts zeugen in erster Linie die Vorlesungen des Uppsaliensischen Philosophieprofessors Benjamin Höjier, der sich eingehend mit Fichtes Ausführungen zum Begriff der Tathandlung auseinandergesetzt hat. In seiner auch ins Deutsche übersetzten und von Schelling positiv rezensierten *Afhandling om den philosophiska constructionen* (Stockholm 1799) kritisiert er just Fichtes Vermengung von Ich-Begriff und reiner, absoluter Handlung, die unabhängig von der Differenz zwischen Ich und Nicht-Ich gedacht werden müsse. Zur Fichte-Rezeption Höijers und zu deren Auswirkungen auf den philosophischen Diskurs in Schweden um 1800 vgl. S.Nordin 1987, S. 48-79. Schon an dieser Stelle sei darauf verwiesen, daß sich Almqvist mit seinem Artikel »Hafva ej philosopherne stundom en vanart?« (Almqvist 1833, S. 270-287) an diesen Debatten beteiligt (s.u.).

[112] Fichte 1956, S. 16 (§ 1.6.c der Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre).

[113] Vgl. Hamacher 1998, S. 206-210. Hamachers Argumentation stützt sich in diesem Punkt im wesentlichen auf die entsprechende Untersuchung zum *cogito* Descartes' von Jaakko Hintikka. Vgl. Hintikka 1962.

Performanz und Konstatierung, mit denen Hamacher operiert, weniger mit Überlegungen Austins als mit den entsprechenden Modifikationen Derridas[114] zu tun haben, läßt sich den folgenden Ausführungen entnehmen:

> Performanz darf dabei freilich nicht mehr als sprachliches Handeln im Rahmen vorausgesetzter konventioneller Regeln verstanden werden, denn die Handlung, um die es Fichte zu tun ist, ist voraussetzungslose Setzung und somit Setzung der Minimalbedingungen von Konventionen, Regeln oder Normen des sprachlichen und gesellschaftlichen Verkehrs. Im gleichen Sinn ist der Begriff der Konstatierung zu redefinieren: er kann sich, auf die Vorgänge im unbedingten Grundsatz angewendet, nicht auf vorgegebene empirische Sachverhalte, sondern allein auf die Einsetzungshandlung des transzendentalen Ich selbst beziehen.[115]

Schon schwieriger ist die Unterscheidung zwischen Handlung und Tat nachzuvollziehen, mit der Fichte arbeitet. Hamacher unterscheidet zwischen der Handlung als »reiner Performation« und der Tat, die »diesem Setzen [vorgreift], es auf ein von ihm Gesetztes, das Ich [bezieht], und es, *ex post*, als dessen Produktion [deutet]«.[116] Auch diese Differenz ließe sich sprachtheoretisch – sozusagen als Binnendifferenzierung sprachlicher Performativa – reformulieren.[117] Während die reine Sprach›handlung‹ – als ein sprachliche Rahmen konstituierendes ›Anfangen zu Sprechen‹ – als »offen, irreferentiell, kontext- und bedeutungslos«[118] gekennzeichnet werden könnte, bewegt sich die Sprach›tat‹ schon innerhalb eines sprachlich konstituierten Rahmens, der die Performation indirekt einem Kalkül der Konstatierung unterstellt. Wieder werden die beiden Momente der Differenz durch den Begriff der Tathandlung von Fichte in ein unmittelbares, wechselseitiges Begründungsverhältnis gesetzt.

Auch wenn die Unmittelbarkeit einer solchen Tathandlung dem empirischen Ich verwehrt bleibt, das sich immer schon in Relation zu einer Welt von Objekten (bzw. dem ›Nicht-Ich‹) definiert, so hat es doch an diesem Akt der Selbstsetzung Anteil, der als regulative Idee der philosophischen Arbeit fungiert. Da die Vorstellung der Tathandlung bei Fichte die Funktion erfüllt, das nach logischen Kriterien gegliederte philosophische System abzustützen, scheint ihn das konkrete Verhältnis zwischen empirischem und absolutem Ich allerdings genauso wenig zu interessieren wie die Frage nach dem konkreten Ursprung und der (historischen) Genese der Selbstreflexion, die die Differenz zwischen ›Ich‹ und ›Nicht-Ich‹ begründet. Der Rekurs auf den ursprünglichen Sprechakt »Ich bin« hilft dem empirischen Ich also, die wider-

---

114 In diesem Zusammenhang denke ich weniger an Derridas bekannte Austin-Kritik in »Signatur, Ereignis, Kontext« (Derrida 1988, S. 291-314) als an seine Benjamin-Lektüren (Derrida 1991b), die um die referenz- und reflexionslose Performanz einer Setzung kreisen, welche Hamacher selbst mit dem Begriff der Afformanz zu umschreiben versucht hat (vgl. Hamacher 1994).

115 Hamacher 1998, S. 206-207.

116 Hamacher 1998, S. 207.

117 Die hier vorgestellte Binnendifferenzierung sprachlicher Performativa deckt sich nicht mit derjenigen Austins. Das Problem der schieren, referenz- und reflexionslosen Performanz, das mit dem Begriff der Sprach›handlung‹ umrissen wird, läßt sich nicht auf die Differenz zwischen illokutionären und perlokutionären Sprechakten reduzieren.

118 Hamacher 1998, S. 205.

sprüchlichen Anforderungen zwischen determinierender Verstandestätigkeit und seinem moralischen Anspruch als autonomes Vernunftswesen auszugleichen. Mit der beruhigenden Konstatierung eines ›Ego constitui!‹[119] vermag es sich auch bei der Festlegung von Verstandesgrenzen seiner Integrität als freies Subjekt zu versichern.

Wenn Schelling und Hegel diese theoretischen Vorgaben narrativ ausgestalten und so modifizieren, dann ziehen sie lediglich die letzte Konsequenz aus der handlungstheoretischen Wende Fichtes.[120] Die Performanz eines sich selbst setzenden Geistes dient nicht allein als regulatives Prinzip einer transzendentalen Deduktion, sondern wird zum alleinigen Thema der philosophischen Reflexion gemacht. Dabei nehmen die Nachfolger ihren Ausgang von dem oben kurz angedeuteten Schwachpunkt der Theorie: Die Beziehung zwischen empirischem und absolutem Ich bleibt bei Fichte ungeklärt, ist aber von entscheidender Bedeutung, da der sich selbst setzende, absolute Geist für das konkrete Erkenntnissubjekt die Funktion einer regulierenden Instanz einnimmt. Bliebe das empirische Ich von der schon vollzogenen Tathandlung des absoluten Ich ausgeschlossen, so müßte die Vorstellung seines freien Willens entschieden revidiert werden. Geht man dagegen davon aus, daß das empirische Ich Anteil am absoluten nimmt, dann muß man schlußfolgern, daß es selbst auch auf die eine oder andere Weise in die skizzierte Tathandlung involviert sein muß.

Während die *Wissenschaftslehre* noch mit einer einmaligen Konstitution einer unmittelbaren Selbsterkenntnis operiert, geht es Schelling und Hegel um die zeitlich ausgedehnte Performanz eines absoluten Ich, die sich in der Natur bzw. in fortlaufenden Konstituierungen oder Konstituierungsversuchen konkreter Erkenntnissubjekte äußert, welche nur in ihrer Abfolge als historische Genese des Selbstbewußtseins beschrieben werden können. In sprach- oder besser zeichentheoretischer Konsequenz heißt das: Der einmalige Sprechakt »Ich bin«, mit dem Fichte sein transzendentalphilosophisches System begründet (›Ich=Ich‹), wird bei Schelling und Hegel in eine ganze Reihe von vermittelnden Setzungs-Akten übertragen, die alle mit unterschiedlichen Verfehlungen einhergehen (›Ich=Nicht-Ich‹, ›Ich=Ich'‹). Nur die Form der Narration erlaubt es, diese einzelnen Performanzen zu einem sich selbst erzeugenden Diskurs zusammenzufügen, der es dem absoluten Ich – und das bezeichnet

---

[119] Tatsächlich reduziert Samuel Grubbe, dessen Artikel zur Philosophie des deutschen Idealismus stellvertretend für viele populäre Darstellungen der Zeit stehen kann, die Philosophie Fichtes auf einen solchen »konstituierenden« Sprechakt (»en enunciation«): »Jag är eller Jag är Jag. Denna sats utgjorde då för Fichte en enunciation af den ursprungliga handling, genom hvilken det rena Jag sätter eller constituerar sig sjelf.« (Grubbe 1821, S. 109; »Ich bin oder Ich bin Ich. Dieser Satz bezeichnete für Fichte damals die Aussage einer ursprünglichen Handlung, durch die sich das reine Ich setzt oder sich selbst konstituiert.«)

[120] Eine prägnante Darstellung der Identitätsphilosophie Schellings bietet Frank 1985. Schelling ist zweifelsohne der Philosoph, der den akademischen philosophischen Diskurs im Schweden des frühen 19. Jahrhunderts am nachhaltigsten prägt. Vgl. S.Nordin 1987, S. 80-217. Mit Samuel Grubbe und Per Daniel Amadeus Atterbom wird die Professur für theoretische Philosophie in Uppsala durch zwei ausgeprägte Schellingianer besetzt. Beide tragen in dieser Funktion zur verzögerten und kritischen Rezeption Hegels in Schweden bei, dessen Schriften sich erst ab den 1830er Jahren durchzusetzen beginnen. Vgl. S.Nordin 1987, S. 218-399.

hier nichts anderes als die fortschreitende Performanz des Denkens, das Werden des Wissens – ermöglichen wird, sich in Form einer vermittelten Unmittelbarkeit selbst zu repräsentieren.

Bezogen auf das Zitat aus der *Naturalis Historia* könnte man sagen: Das ›constitui‹, das Fichte als freie Performanz des Denkens selbst stark macht, droht in der Anlage seiner *Wissenschaftslehre* zu einem bloßen ›constitueram‹ zu verblassen. In den spekulativen Systemen seiner Nachfolger wird es deshalb in die progressiv fortlaufende Tathandlung eines ›constitui narrare‹ übertragen. Die Narration, über die sich das Selbstbewußtsein fortlaufend herstellt, konstituiert sich über unterschiedliche, freie Performanzen des in jedem einzelnen empirischen Subjekt verankerten absoluten Bewußtseins stets neu (sie ist eben noch dabei, sich zu konstituieren). So gründen sich diese Performanzen ihrerseits – teleologisch betrachtet – auf den Rahmen, der durch die Narration selbst erst entworfen werden wird (zu dieser paradoxen Form der Nachträglichkeit s.o.).

Ich habe im letzten Kapitel zu zeigen versucht, mit welch ausgefeilten poetischen Mitteln Hegel sich darum bemüht, die Performativität des Geistes in einem ebenfalls bewegten Diskurs aufzufangen. Er greift also selbst keinesfalls auf die letztendlich unbefriedigende Verwendung des Plusquamperfekts ›constitueram narrare‹ zurück, sondern operiert sehr geschickt mit dem Futur II ›constituero narrare‹. Erst am Ende der Erzählung ›werde ich angefangen haben werden zu erzählen‹. Der Ursprung als Legitimation der Metaerzählung wird nicht einfach über eine wie auch immer geartete Erzählung (und sei es eine »Thathandlung«) als äußerlicher Bezugspunkt gesetzt – genau dies motiviert Hegels Kritik an herkömmlichen Einleitungen –, sondern er wird in der Metaerzählung selbst aufgehoben, indem die Metaerzählung und ihr legitimierender Anfang konsequent in ein wechselseitiges Begründungsverhältnis gebracht werden. Der konstitutive Anfang dieser Narration konstituiert sich – wie im letzten Kapitel gezeigt – in einer paradoxen Bewegung selbst über ihr Ende. D.h. die Erzählung schafft ihren eigenen Anfang mit jedem Ende stets neu (bzw. genauer, sie schiebt ihren eigenen Anfang mit jedem aufgeschobenen Ende stets neu auf).

Soweit zur (populären) philosophiegeschichtlichen Positionierung des ›Wissens vom Wissen‹ im frühen 19. Jahrhundert, die auch in Schweden schon zu dieser Zeit durch zahlreiche populärwissenschaftliche Darstellungen kursiert. Wem der Bezug auf diesen philosophischen Kontext übertrieben zu sein scheint, der sei auf den Artikel »Hafva ej philosopherne stundom en vanart?« (»Haben Philosophen nicht manchmal eine Unart?«)[121] der Serie *Några drag* verwiesen, in dem sich Almqvist dezidiert mit Benjamin Höijers Fichte-Kritik[122] und dessen Begriff einer ›absolut reinen Handlung‹ auseinandersetzt, welche noch nicht einmal an die Begriffe von ›Ich‹ und ›Nicht-Ich‹ geknüpft ist. Die Unart der Philosophen, die Almqvist kritisiert, gilt weniger der Tatsache, daß sich Höijers schon aus argumentativen Gründen nicht auf eine nähere

---

[121] Vgl. Almqvist 1833, S. 270-287.
[122] Zu Höijers Fichte-Kritik vgl. Anm. 111.

Beschreibung dieser über den Begriff der Freiheit definierten ›absolut reinen Handlung‹ einläßt, als dem Faktum, daß Höijer diese konstitutive Blindheit seines philosophischen Systems nicht auch als Blindheit benennt:

> Det enda gifna resultat, hvartill man med någon säkerhet kan komma, efter att hafva läst Höijer, är, att han, likt så många tusende, på ett genialiskt sätt och med en betydlig apparat af lärdom visat, det han i sjelfva verket visste mångahanda, men ej hvad han sjelf i grunden ville.[123]

Im Gegensatz zu Höijer verwickele sich Schelling nicht in einen performativen Selbstwiderspruch, da er die grundlegende ›Grund-losigkeit‹ der postkantianischen Philosophie schon sprachreflexiv zum Ausdruck bringe, indem er auf einen auktorialen Umgang mit der Sprache verzichte:

> Vore talet t.ex. om Schelling, huru orätt skulle man af honom fordra det slags bestämdhet, som består uti att aldrig [...] motsäga sig sjelf? Utgående i två rigtningar, tillhör det just hans system, att på hvarje punkt kunna uttala sig tvåtydigt – och hur lätt faller ej detta för mången läsares ögon in i tvetydighet?
> Men Höijer vill icke vara tvetydig, eller ens tvåtydig; [...] fordrar alltid tydliga ord, visande att författaren visste, hvad han ville. Alltså vare Höijer sådan först sjelf![124]

Die Bedeutung dieses philosophischen Artikels wird klar, wenn man bedenkt, daß er von den zwei zentralen poetologischen Entwürfen Almqvists gerahmt wird, die just den sprachtheoretischen Fragen nach dem Konzept einer offenen Schreibweise (»Om två slags skrifsätt«; *Några drag* 2) und den Begriffen von Humor und Ironie (»Äfven om Humor, och stil deri«; *Några drag* 7) gewidmet sind.[125]

Ich will diesen philosophischen Exkurs allerdings nicht beenden, ohne auf ein alternatives metawissenschaftliches Konzept einzugehen, das zunächst die Vorstellung einer gradlinigen philosophischen Entwicklung von Kant zu Hegel zu unterbrechen hilft. Der Bezug auf dieses Konzept soll aber auch zeigen, daß sich hinter der Betonung des »constitui narrare« nicht nur eine Kritik an den bisherigen metawissenschaftlichen Entwürfen verbirgt, sondern auch der Versuch, durch ein sprach-

---

[123] Almqvist 1833, S. 276. »Das einzige gewisse Resultat, zu dem man mit Sicherheit kommen kann, nachdem man Höijer gelesen hat, ist, daß er – wie so viele Tausende – auf eine geniale Art und mit einem bedeutenden Apparat von Gelehrsamkeit gezeigt hat, daß er wirklich vieles weiß, jedoch nicht das, was er selbst im Grunde wissen wollte.«

[124] Almqvist 1833, S. 275. »Wäre beispielsweise von Schelling die Rede: Wie unberechtigt wäre es, von ihm diese Art von Bestimmtheit zu fordern, die darin besteht, [...] sich nie selbst zu widersprechen? Ausgehend von zwei Perspektiven, gehört es zu seinem System, sich in jedem Punkt zweideutig äußern zu können – und wie leicht verfällt dies nicht in den Augen vieler Leser zur schieren Zwiespältigkeit? / Aber Höijer möchte sich nicht zwiespältig äußern, noch nicht einmal doppeldeutig; [...] er fordert immer deutliche Wörter, die zeigen, daß der Autor wußte, was er wollte. Also sollte Höijer doch als erstes selbst seinen Ansprüchen genügen!«

[125] Vgl. Almqvist 1833, S. 266-270 und S. 309-323. Ich werde mich im Verlauf von Kap. 9.4 und 13.1 ausführlich mit diesen poetologischen Entwürfen auseinandersetzen und verzichte deshalb an dieser Stelle auf Angaben zur umfassenden Sekundärliteratur.

oder schriftreflexives Konzept über die spekulativen Begründungsszenarien der Identitätsphilosophie hinaus zu denken.

Der Rückgriff auf Hardenbergs *Brouillon* drängt sich in diesem Zusammenhang aus verschiedenen Gründen auf. Zunächst handelt es sich um eine der eindringlichsten theoretischen Auseinandersetzungen mit der Frage, ob und wie sich enzyklopädische Wissensanordnungen nach der transzendentalphilosophischen Wende noch rechtfertigen lassen. Dabei setzt sich Novalis konkret mit der Frage auseinander, die auch die beiden Plinius-Interpreten zu interessieren scheint: Läßt sich ein nach räumlichen Kriterien verfahrendes (äußerliches, etikettierendes) Gliederungssystem, wie es etwa die französischen Enzyklopädisten verwendet haben, ohne Brüche in die geregelte Prozessualität einer kulturhistorischen Erzählung des Wissens überführen? In diesem Zusammenhang kommt er explizit auf das Paradox eines Anfangs zu sprechen, der immer nur nachträglich konstruiert und somit grundlegend verfehlt wird. Die theoretische Problematik des Anfangs wird also auch hier mit dem Problem der Begründung einer Meta-Wissenschaft verknüpft:

> PHIL[OSOPHIE]. *Der Anfang des Ich* ist blos *idealisch.* – Wenn es angefangen hätte, so hätte es so anfangen müssen. Der Anfang ist schon ein späterer Begr[iff]. Der Anfang entsteht später, als das Ich, darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir sehn daraus, daß wir hier im Gebiet der *Kunst* sind – aber diese künstliche Supposition ist die Grundlage einer ächten Wissenschaft die allemahl aus *künstlichen Factis* entspringt. (NoW 2, 485)

Wie bei Fichte (und weit vor Lacan) mündet die Reflexion über den ›Anfang des Ich‹ in die Einsicht ein, daß sich Wissen und Subjekt letztendlich nur performativ, über eine selbstrekursive bzw. eine im wahrsten Sinne des Wortes ›spekulative‹ Setzung begründen lassen. Allerdings macht Novalis keineswegs bei dieser – schon im frühen 19. Jahrhundert kaum mehr spektakulären – Feststellung halt, sondern versucht zu erörtern, wie und ob sich die daraus abgeleiteten idealistischen Modelle des Selbstbewußtseins wiederum mit den Erkenntnissen der empirischen Wissenschaften in Einklang bringen lassen:

> Das Ich soll construirt werden. Der Philosoph bereitet, schafft künstliche Elemente und geht so an die Construction. Die *Naturgeschichte* des Ich ist dieses nicht – Ich ist kein Naturproduct – keine Natur – kein historisches Wesen – sondern ein artistisches – eine *Kunst* – ein Kunstwerck. Die Naturgeschichte des Menschen ist die *andere Hälfte*. Die *Ichlehre* und *Menschengeschichte* – oder Natur und Kunst werden in einer höheren *Wissenschaft* – (der *moralischen Bildungslehre*) vereinigt – und *wechselseitig vollendet.* (NoW 2, 485)

Die Argumentation zielt auf eine Versöhnung der getrennten Vermögen von Verstand und Vernunft. Das ›Ich‹ kann sich in seiner Funktionsweise beispielsweise über eine Untersuchung der Hirnhöhlenflüssigkeit oder über philosophische Modelle wie die einer Kategorientafel reiner Verstandesbegriffe begreifen lernen, gleichzeitig aber verfügt es immer über das ›vernünftige‹ Bewußtsein, daß das Objekt ›Ich'‹, das die an der Anschauung bzw. am Verstandesvermögen orientierten Einzeldisziplinen (seien

es Medizin, Philosophie oder andere im weitesten Sinne anthropologische Wissenschaften) entwerfen, relativ bleibt und vom ›Ich‹ als souveräner Instanz eines freien Willens wieder modifiziert werden kann: ›Ich'‹ ist in letzter Instanz kein Natur- sondern ein Kunstprodukt. Tatsächlich steht die von Novalis veranschlagte Bildungslehre deshalb – wie im zeitgenössischen Theoriedesign üblich – nicht unter der Ägide der Erkenntnis, sondern unter der der Moral. Es handelt sich allerdings nicht um eine schwärmerische Theorie, die etwa bei der Einsicht in die Relativität jeglicher Erkenntnis stehen bliebe. Der Bezug auf gewonnene naturwissenschaftliche oder erkenntnistheoretische Forschungsergebnisse wird keineswegs ausgeschlossen. Ganz im Gegenteil: Mit dem Bild einer wechselseitigen Vollendung von Naturwissenschaft, Erkenntnistheorie und Ästhetik scheint vielmehr ein fortlaufender Prozeß von determinierender Erkenntnis und anschließender Emanzipation (oder schlicht eines virtuosen Umgangs mit den gewonnenen Erkenntnissen) anvisiert zu werden, über den das ›Ich‹ in die Lage versetzt wird, sich in der paradoxen Bewegung der Nachträglichkeit ständig neue und elaboriertere ›Anfänge‹ zu verschaffen.

So weit ließe sich Novalis' kurzes Notat mit Hegel durchaus im Sinne einer historisch fundierten spekulativen Philosophie interpretieren. Bei genauerer Betrachtung tut sich allerdings eine bodenlose Differenz auf, die just mit dem Begriff des Anfangs zu tun hat.[126] Auch wenn es Hegel gelingt, die handlungstheoretischen Vorgaben Fichtes in ein ›bewegtes Denken‹ umzusetzen, in der die Vorstellung eines konstitutiven Anfangs des Denkens nicht reflexiv eingeholt werden kann (ein solches Postulat würde das Denken abschließen und stillegen), behält die Vorstellung eines existenten Anfangs doch einen regulativen Charakter und legitimiert nicht zuletzt die philosophische Arbeit selbst. Gerade der Anfang, der sich mit jeder Denkbewegung dem Denken wieder ein Stück weit entzieht, verpflichtet das Ich auf die Sisyphosarbeit der Repräsentation, die sich in einem ständigen Wiederkäuen der eigenen Denk-Abfälle äußern wird.

Mit der demonstrativen Offenlegung des Paradoxes einer Tathandlung, auf die die idealistischen Systeme in unterschiedlicher Form rekurrieren, zielt Novalis auf diese regulative Funktion des Anfangs. Das Beharren auf der Tatsache, daß das Ich nicht angefangen haben kann bzw. daß das Ich keinen Anfang hat, erlaubt es ihm, den Kurzschluß von Handlung und Tat zu lösen, ohne die mit der Vorstellung der Tathandlung verbundenen Einsichten in die grundlegende Performativität von Sprache und Denken preiszugeben. Wenn Fichtes Vorstellung einer Tathandlung in einem sprachtheoretischen Rahmen reflektiert werden kann, so gilt dies auch für Novalis' Kritik an der ›Ich-Lehre‹: Mit der Betonung, daß das Ich über keinen Anfang verfüge, sondern sich selber setze, wendet er sich zunächst und ganz im Sinne Fichtes von einer repräsentationstheoretischen Fundierung der Transzendentalphilosophie ab. Das Denken gründet auf einem performativen Akt, einer schöpferischen Leistung. Im

---

[126] Zur romantischen Überbietung identitätsphilosophischer Vorgaben vgl. die Aufsätze von Frank 1995 und Hamacher 1998, S. 195-234. Speziell zu Novalis' Fichtestudien vgl. Frank 1989a, S. 248-286.

Gegensatz zu Fichte aber scheint Novalis auf die Verfehlungen zu insistieren, die in der Differenz zwischen einem konstituierenden Sprechakt (der reinen Sprach›handlung‹), der Sprach›tat‹ »Ich bin« und der konstativen Aussage »Ich bin« begründet liegen. Letztere läßt sich nämlich keineswegs aus dem Sprechakt selbst ableiten, sondern beruht auf einem interpretativen Eingriff, der zwangsläufig in einen Zirkelschluß mündet. Die Möglichkeit einer Interpretation des »Ich bin« baut auf der Vorstellung eines ›anfänglichen Ich‹ als Äußerungsinstanz auf, die durch diese Interpretation erst gewonnen werden soll. Letztendlich beruht Novalis' Kritik, mit der er die Grenzen zwischen Philosophie und Kunst zu reflektieren sucht, aber weniger auf solch logischen als auf poetologischen Kriterien. Durch den Kurzschluß von Handlung und Tat nimmt Fichte das eigentlich innovative Moment seiner Kantkritik wieder zurück: Eben die Vorstellung sprachlicher Performanz selbst. Wenn Novalis darauf beharrt, die Vorstellung eines ›Ich ohne Anfang‹ in voller Konsequenz zu tragen, verpflichtet er die philosophische Reflexion auf kreative Gedanken- oder Sprachexperimente, die nicht mit selbstgesetzten ›Anfängen‹ und den damit verbundenen Eindämmungen sprachlicher Energien (etwa die Ambivalenzen, Verdoppelungen, etc., die mit der gleichermaßen kreativen wie theatralen Äußerung »Ich bin« verbunden werden können) zum Stillstand gebracht werden können und d.h., die sich dem Denken der Repräsentation endgültig entziehen.

Novalis bezieht sich in seiner Argumentation auf Fichtes *Wissenschaftslehre*. Trotzdem läßt sich die formulierte Kritik auch gegen dessen idealistische Nachfolger wenden. Auch wenn die Unmittelbarkeit der Tathandlung bei Hegel in die allenfalls vermittelte Unmittelbarkeit eines unabgeschlossenen geistesgeschichtlichen Prozesses übersetzt wird, hält er an dem grundlegenden Modell von Lesbarkeit (in der Abfolge von *thesis* und *semiosis*) fest, das die Teleologie des Prozesses – und somit die angeblich erst über den Prozeß hergestellte Vorstellung von dessen Anfang und Ende – von vornherein schon garantiert, voraus-setzt. Novalis drückt sich sehr dezidiert aus: Die Vorstellung, daß das Ich keinen Anfang hat, impliziert, daß es sich weder aus einem historischen Prozeß deduzieren läßt noch – in Form eines Makro-Subjektes – mit diesem Prozeß gleichgesetzt werden kann: Das Ich ist »kein historisches Wesen«.

Wie bei Kierkegaard wird mit einer Philosophie des Werdens, des Ereignisses ernst gemacht. Allerdings geht Novalis im *Allgemeinen Brouillon* noch deutlicher als Kierkegaard auf die Konsequenzen ein, die eine solche sprachreflektierte Überbietung oder Öffnung der Transzendentalphilosophie für die Konzeption von Wissen bedeutet. Schon der Rückgriff auf das Ordnungssystem der Enzyklopädie zeigt, daß es ihm keinesfalls darum geht, mit dem Verweis auf die Haltlosigkeit eines »Ich bin« oder »Ich werde« als gemeinsamer Instanz von Vernunft und Verstand lediglich die Grenzen der Transzendentalphilosophie zu sprengen. Die Absage an Versuche, Verstand und Vernunft über wie auch immer geartete Wissenssysteme zu synthetisieren, bedeutet nicht gleich eine Verneinung der philosophischen Selbsterkenntnis an

sich.[127] Kritisiert wird allein die Bezeichnung, Klassifikation und Hierarchisierung unterschiedlicher innerer Vermögen, also die Disziplinierung des Denkens selbst, die über solche Systeme legitimiert werden. Dagegen kreist der Versuch, Sprache und Denken von der Last der Repräsentation eines Ursprungs (und damit eines Ziels) zu befreien, um eine neue, produktive Wissenskonzeption. Die Differenzen zwischen unterschiedlichen Wissensfeldern und -methoden werden nicht homogenisiert und entschärft, sondern über spannungsreiche Verschränkungen produktiv genutzt. Das Modell wechselseitiger Vollendung bedeutet so gesehen beispielsweise, daß naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse mit philosophischen Methoden konfrontiert werden und vice versa (näheres dazu in Kap. 15.1).

4.4. Schrift, Schreiben und Wissen: *Om Plinii Historia Naturalis* als Teil der späten Handschriften zu *Törnrosens bok*

> Actuellement, je suis perdu dans Pline que je relis pour la seconde fois de ma vie d'un bout à l'autre.
>
> Gustave Flaubert: *Correspondance*[128]

Kehren wir von diesem philosophischen Exkurs wieder zu den beiden Plinius-Interpreten zurück, so überrascht zunächst, wie sehr sich Köves-Zulauf Argumentation an Vorgaben Hegels orientiert. Dies gilt zunächst für seinen Versuch, die Gesamtstruktur der *Naturalis Historia* von den Darstellungsformen eines ›toten Wissens‹ abzugrenzen, die Fichte und Hegel kritisieren. Trotz seines Bemühens um die Historizität des Textes scheint Köves-Zulauf das antike Nachschlagewerk von den Arbeiten der französischen Enzyklopädisten unterscheiden zu wollen. Dagegen offenbart sich die Lebendigkeit der Plinischen Wissensdarbietung – analog zu den Darstellungsoptionen Hegels – über eine temporäre Struktur, die dem Text unterlegt wird. Die Geschlossenheit des Entwurfes, also die Vorstellung von Anfang und Ende des Textes, wird nicht über äußere Kriterien, sondern über ein inneres System von Korrespondenzen verdeutlicht, die – obwohl sie in eine ständig fortschreitende Bewegung von Antizipationen verwickelt werden (ein ständiges vorläufiges Erzählen) – auf den Ausgangs- oder Angelpunkt des sich entwickelnden Wissenssystems verweisen: Eben die konstituierende Sprechinstanz, den Autor Plinius selbst.

Wenn der schwedische Staatsrat auch kaum über die Brillanz von Novalis verfügt, macht er mit seiner Charakterisierung der *Naturalis Historia* doch auf ähnliche theoretische Probleme aufmerksam: Die Reflexion über den begründenden Anfang der enzyklopädischen Wissenschaftsschau nimmt eine dezidiert sprachtheoretische Wendung. Die Differenz zwischen »constitui narrare« und »narravi«, auf die der Text

---

[127] Ausführlich zu Novalis' Konzept einer Wissenspoetik vgl. Neumann 1999b.

[128] Aus einem Brief Flauberts vom Anfang August 1857 (Correspondance, Nr. 732). Hier zitiert nach Borst 1994, S. 334. Zu Flauberts Plinius-Rezeption vgl. Borst 1994, S. 334-344.

aufmerksam macht, markiert eine Zäsur zwischen »constituere« und »narrare«, also zwischen der Rahmen konstituierenden Sprach›handlung‹, der rahmenden Sprach›tat‹ und ihrem gerahmten Produkt (z.B. einer – wie auch immer gearteten – konstitutiven Aussage). Dadurch wird gezeigt, daß der performative Akt der Setzung und dessen spezifische Temporalität sich nicht in der referentiellen Funktion einer Erzählung aufheben läßt, die auf einer linearen Zeitstruktur aufbaut.

Dabei ist noch einmal hervorzuheben, daß mit der bewußten Verwendung des »constitui narrare« keineswegs das Gegenteil von Erzählung bezeichnet wird (etwa ein toter Diskurs, der einfach in seine Einzelteile zerfällt). Die Argumentation legt vielmehr ein sprachliches Paradox offen, das man als blinden Fleck jeglichen Erzählens charakterisieren könnte. Der souverän begründete Umgang mit der Sprache beruht auf einer ereignisreichen Form der Rede, die sich vom Sprecher gar nicht oder allenfalls erst im nachhinein (mit Blick auf die gezeitigten Resultate) diskursiv regulieren läßt. In der Souveränität, die der Sprecher in einem bewußten Neuanfang (einer sprachtheoretisch reflektierten, transzendentalen Reduktion) über die aufgebrochenen Sprachstrukturen erlangt, liegt zugleich seine Ohnmacht begründet: Die freigelegte, reine (d.h. noch nicht diskursiv regulierte) sprachliche Performanz der skizzierten Para-Erzählung ist keineswegs als Offenlegung des konstitutiven Bewußtseins zu verstehen, das hinter der spezifischen Gestaltung der *Naturalis Historia* liegt. Eine solche Vorstellung würde – folgt man den schwedisch geprägten Latinismen des Staatsrates – wieder in den Bereich eines »constitueram« und damit eines schlichten »narro« zurückfallen. ›Sich noch im Beschluß zu erzählen zu befinden‹ bedeutet im Gegenteil, sich der grundlegenden Exteriorität des Mediums auszuliefern. Hinter der Interpretation des »constitui narrare« verbirgt sich somit der bewußte Versuch, das ›constituit narrare‹ aufzudecken, das sich immer schon hinter Formulierungen wie »narro« oder »narravi« verbirgt. Es handelt sich sozusagen um ein Sprach-Experiment, in dem sich die Sprechinstanz (hier wohlgemerkt als performatives Element) zwar gänzlich in der Äußerlichkeit des Mediums verliert, durch diese (ganz und gar unhegelsche) ›Ent-Äußerung‹ aber paradoxerweise an Souveränität gegenüber den internalisierten Diskursregeln gewinnt, über die sich die Sprechinstanz' (hier als Produkt von diskursiven Regelungen) konstituiert.

Hinter der unscheinbaren Argumentation verbirgt sich also eine subtile Reflexion über die grundlegende Inszenierung des Wissens, die es dem Leser erlaubt, die Bände der *Naturalis Historia* gleichermaßen als ein gewagtes sprach- wie wissenschaftstheoretisches Experiment zu lesen. Der Staatsrat läßt das antike Buch somit (im doppelten Sinne nachträglich) auf die texttheoretische Frage antworten, deren Wurzeln im frühen 19. Jahrhundert liegen: Wie läßt sich Wissen über eine reine Performanz begründen, die selbst noch nicht auf die Funktion einer legitimierenden Erzählung reduziert ist, sondern in der die Erzählung umgekehrt in eine Performanz überführt wird?

Die Ausführungen gewinnen an Relevanz, wenn man den besprochenen Text in den Kontext der späten Schriften zu *Törnrosens bok* einbettet und sein metatextuelles Potential entfaltet. Über die Handschrift *Om Plinii Historia Naturalis* läßt sich die ganze Sammlung als Auseinandersetzung mit der enzyklopädischen Frage nach einer Ordnung des Wissens lesen.[129] Die bewußte Anknüpfung an ein enzyklopädisches Verfahren der Antike wird für eine progressive Ästhetik in Anspruch genommen, die nicht nur den sprachlichen Bedingungen der Möglichkeit des Wissens nachzugehen versucht, sondern – im Rückgriff auf diese im weitesten Sinne transzendental-philosophische oder eben transzendental*poetische* Reflexion – auch eine neue Wissensordnung kreiert. Ich würde sogar soweit gehen zu behaupten, daß der Rekurs auf die *Naturalis Historia* genutzt wird, um die spezifische textuelle Verfahrensweise, die mit dem Namen Plinius verbunden wird, für die Ausgestaltung einer eigenen Wissenspoetologie fruchtbar zu machen.

Dies gilt zunächst für die Anlehnung an die spezifische Textstruktur, die der Staatsrat der *Naturalis Historia* mit seiner eigenwilligen Interpretation zuschreibt. Wie die (unfertige) antike Enzyklopädie sind die Akademiegespräche und -schriften aus dem *Törnrosens bok* durch kontingent aneinandergereihte Digressionen gekennzeichnet, welche in ein sprunghaftes, rhizomatisches Erzählen münden, das sich bezeichnenderweise in Anekdoten verliert:

> Låtom oss se hur det förhåller sig med det öfriga i Præfationen. Straxt efter de rader, som utgöra en art ingress till Titus, går förf. helt oförtänkt och utan vidare öfver till – Catullus! och från honom citeras en liten anekdot, huruledes ~~han~~ denne skola blifvit, eller ställt sig (se fecit) småand på ett kalas, hvarvid en bekant √på skämt stal ifrån honom serviette~~n~~√na (eller några näsdukar? detaba) Hvad ~~detta~~ denne historiette angår dedikationen till Titus är ej lätt att begripa. Om (enligt min ideegång) Plinius kommit till en slutlig revision af sin skrift, hade han antingen ~~strukit ut~~ tagit bort denna parasit utväxt, eller dock utfört dessa rader så, att de bekomma √en ordentlig ~~någon~~ betydelse här. Förmodligen hade Plinius fått det infallet att i sitt ~~koncept~~ Utkast: teckna in √ett par ord sig till minnes om ~~en antydning på~~ Catullus, emedan det förekom honom att han af denna anekdot skulle kunna √utföra ~~göra~~ en <u>anspelning</u> på något i sitt förhållande till imperatorn. Men hvilket? Det visste han sjelf, och det behöfde han ej säga i utkastet, blott han der hade en liten annotation antydning, som hindrade honom att glömma bort hela infallet. <u>Nu</u> står det infall som ett crudum; och kommentatorarne ondbråka sina hjernar med gissningar. (Vf 3:24, [15-16])[130]

---

[129] Das Interesse an der Enzyklopädie ist in Almqvists Fall nicht nur auf den epistemischen Bruch zurückzuführen, der die vielfältigen Auseinandersetzungen mit der Enzyklopädie der Franzosen um 1800 prägt (vgl. Dierse 1977 und Balke 2001), sondern läßt sich auch »biblio-biographisch« erklären. Almqvists Großvater Carl Christoffer Gjörwell publiziert 1777 zusammen mit Jacob Johan Anckarström den ersten Band eines großangelegten schwedischen Enzyklopädieprojektes *Encyclopedie eller fransyskt och swenskt real- och nominal-lexicon,* das allerdings schon nach der Herausgabe von zwei Bänden scheitert (ebenso wie das Nachfolgeprojekt, das Gjörwell 1781 und 1785 unter dem schlichten Titel *Svensk Encyclopedie* veröffentlicht). Vgl. Christensson 1996, S. 63-102.

[130] »Laßt uns sehen, wie es sich mit dem übrigen in der Præfatio verhält. Kurz nach den Zeilen, die eine Art Ingress an Titus vorstellen, geht der Verf. völlig unvermittelt und abrupt über zu –

Der Begriff »parasitäre Auswüchse« weist indirekt auf ein anderes Charakteristikum der beiden Textsammlungen hin, das sich im konkreten Umgang mit der Sprache äußert.[131] Die Transzendierung der textregulierenden Sprechinstanz auf ihr eigenes Werden hin – die der *Naturalis Historia* unterlegt wird – öffnet die Sprache und läßt andere (parasitäre) Stimmen hörbar werden, die sich in der eigenen bzw. nunmehr enteigneten Rede bemerkbar machen.[132] Bei den »parasitären Auswüchsen« handelt es sich schlichtweg um kürzere und längere Zitate, die nicht überformt sind und als Fremdkörper zu Tage treten, welche eine eigene Wirkung im Text entfalten. Nicht zuletzt die temporären Brüche und kontingenten Kollisionen, die die Einfügung und Zusammenstellung von Zitaten oder regelrechten ›Zitatcollagen‹ im Textfluß hervorrufen, tragen so zur oben skizzierten Ereignishaftigkeit in der Präsentation des Wissens bei.

In diesem Sinne scheinen mir auch die ausführlichen Hinweise auf die ausgeklügelten Verfahrenstechniken aufschlußreich zu sein, die es Plinius nach Auskunft zeitgenössischer Quellen ermöglicht haben, sein umfangreiches Quellenmaterial aufzuzeichnen. Ich zitiere aus dem Anhang der jüngsten deutschsprachigen Ausgabe der *Naturalis Historia*, in dem die entsprechenden Quellenangaben, die auch der schwedische Staatsrat in aller Ausführlichkeit zitiert, knapp zusammengefaßt werden (die Herausgeber stützen sich wie der Verfasser von *Om Plinii Historia Naturalis* in erster Linie auf einen Brief von Plinius secundus):

> Das Werk ist das Produkt jahrzehntelanger eifriger Lektüre und fleißiger Exzerpiertätigkeit. Den Ablauf eines Arbeitstages schildert der Neffe recht anschaulich, wobei er

---

Catullus! und von ihm wird eine kleine Anekdote zitiert, wie kleinlich er sich auf einem Fest verhalten oder verstellt habe (se fecit), auf dem ein Bekannter Servietten (oder Taschentücher? detaba) von ihm gestohlen habe. Was das mit der Dedikation an Titus zu tun hat, ist nicht leicht zu verstehen. Wenn Plinius (nach meiner Hypothese) zu einer abschließenden Revision seiner Schrift gekommen wäre, dann hätte der diesen parasitären Auswuchs entweder weggenommen oder er hätte diese Zeilen doch so weit ausgeführt, daß sie hier überhaupt eine Bedeutung erhalten. Vermutlich hatte Plinius den Einfall, in seinem Konzept eine Andeutung an Catullus einzufügen, da er meinte, mit dieser Anekdote auf etwas anspielen zu können: sein Verhältnis zum Imperator. Aber auf was? Das wußte er selbst, und das mußte er nicht im Entwurf sagen, solange er über eine kleine Andeutung verfügte, die ihn daran hinderte, den ganzen Einfall zu vergessen. Nun aber steht der Einfall als crudum da, und die Kommentatoren zerbrechen sich ihre Hirne mit Vermutungen.«

131 Mit dem Begriff des ›Parasitären‹ läßt sich das alte Verdikt gegen die Schrift und das Schreiben auf den Punkt bringen: Ein vermeintlich sekundärer Sprachgebrauch wendet sich gegen die Ökonomie des gesprochenen Wortes. Vgl. Derrida 1983.

132 Zur konstitutiven Fremdheit der eigenen Rede vgl. Volosinov [Bachtin] 1975, S. 178-189 (»Die Exposition des Problems der ›fremden Rede‹«), Bachtin 1979, S. 154-300 (»Das Wort im Roman«) und Bachtin 1985, S. 202-302 (»Das Wort bei Dostojewskij«) sowie im Anschluß daran J.Lehmann 1977, Lachmann 1990, S. 51-199 und Waldenfels 1999. Es scheint mir in diesem Zusammenhang nicht uninteressant zu sein, daß Almqvist seine Dissertation just dem Werk Rabelais' gewidmet hat. Vgl. Almqvist 1838. Selbstverständlich macht der Herausgeber der jüngsten schwedischen Übersetzung dieser Arbeit auf eine mögliche Übertragbarkeit Bachtinscher Begrifflichkeiten auf das Werk Almqvists aufmerksam. Vgl. Almer 1993.

auch nähere Angaben über die Arbeitsweise seines Onkels macht. Demnach ergeben sich fünf Stufen bei der Sammlung und Ordnung der gewaltigen Stoffülle:
1.) Lautes Vorlesen durch einen Diener;
2.) Exzerpieren eines Satzes oder ganzer Abschnitte durch Plinius selbst oder Niederschrift durch einen Diener auf Schreibtafeln *(pugillares);*
3.) Übertragung dieser Texte auf einen anderen geeigneteren Schriftträger mit gleichzeitiger Ordnung der gewonnenen Informationen;
4.) Zusammenstellung der Informationen nach Abschluß des Sammelvorganges im Sinne des angestrebten Sinnzusammenhanges;
5.) Sprachliche Überarbeitung bei der Erstellung der Endfassung.
Bei der Ordnung dieser ungeheueren Materialsammlung bediente sich Plinius eines Systems von Schlüsselwörtern *(Descriptoren),* die er anscheinend auf kleine, dünne Blättchen *(laminae sectiles)* aus Ahorn-, Erlen- oder Birkenholz schrieb. Dadurch wurde es erst möglich, das Material zu sichten und zu ordnen, wobei es allerdings zu mancherlei Verwechslungen und Doppelerwähnungen, zu fragwürdigen Verbindungen und auch zu Fehlordnungen kam.[133]

Es handelt sich um eine komplexe Szene, die in der mehrfachen Verschränkung von oralem Vortrag und skripturaler Aufzeichnung nicht nur die komplexe Genese des Textes abbildet, sondern geradezu die Transmission – sein verstreutes Fortleben in mittelalterlichen Codices – vorwegnimmt. Die Interpretation des Staatsrates wirkt auch in bezug auf diese Entstehungs- wie Überlieferungsgeschichte des Textes moderner, weil er genau auf die zeitlichen (Un)Tiefen hinweist, die aus dem fortlaufenden Bearbeitungsprozeß eines Sprachmaterials resultieren, das selbst über ähnliche Bearbeitungsprozesse erzeugt wurde:

Nu är Plinius död; och hans H.N. finnes allenast ~~l~~ i de hos Plinius Cæcilius ~~qvar~~liggande posthuma papperen. Att systersonen skulle producera sin morbroders verk √i publiken, var väl ~~gifvet~~ tydligt, men att ~~gi~~ utgifva ett så voluminöst arbete var på den tiden ingen småsak. Man tryckte icke då tusentals exemplar på en gång; men måste afskrifva ett och ett i sender. Den, som har sett Histo Naturalis i 37 Böcker, kan göra sig ett begrepp om hvad det vill säga att taga en Copia af den; så mycket mer, att taga flere, att taga många. Vi känna ej systersonens tillgånger straxt efter morb. död; men om (allt i min hypothes) ~~det~~ morbroderns i sig sjelf dyrbara verket ännu ej var af allmänheten kändt, följaktligen ej kunde vara värderadt, ämnerna också ej voro ~~lockande för~~ tidens smak (detta säger P. Sec. sjelf), ~~ka~~ så är det ganska ovisst hur många afskrifter Plinius Cæcilius √då genast kunde låta bekosta. Måhända ~~gaf~~ lät ~~han u~~than fästa ihop sjelfva de posthuma papper i Volumina ~~)~~; eller skref han egenhändigt af ett eller annat exemplar. Enligt min hypothes är det √nästan dagsklart, att på länge nog – √nemligen tills H.N. hunnit blifva allmänt bekant, af √allt flere och flere enskilda forskare värderad och eftersökt, så att desse sjelfve afskrefvo verket – måste högligen få copior deraf hafva existerat. (Vf 3:24, [37-38])[134]

---

[133] Plinius 1997, S. 353-354 (»Anhang: Naturalis Historia« von Gerhard Winkler). Ausführlich zur Arbeitsweise des älteren Plinius vgl. Locher/Rottländer 1985. In der Handschrift *Om Plinii Historia Naturalis* wird dezidiert und mit langen Quellenzitaten auf diese Szene aufmerksam gemacht. Vgl. Vf 3:24, [12-13].

[134] »Nun ist Plinius tot; und seine H.N. findet sich allein unter den bei Plinius Cæcilius liegenden posthumen Papieren. Daß der Neffe das Werk seines Onkels publik machen sollte, war wohl

Im Hinblick auf das hier ins Visier genommene Überlieferungsgeschehen des Textes scheint die Lektüre von Köves-Zulauf unangemessen. Während sich die Verwendung des Autorbegriffes, mit dem er explizit operiert, vielleicht noch über eine ausführliche Interpretation der römischen Vorstellung von *auctor* und *auctoritas* rechtfertigen ließe, erscheint die damit einhergehende Reduktion des Textes (und dieser Ausdruck umfaßt hier das schier unüberschaubare intertextuelle Netzwerk sowie dessen zahlreiche Bearbeitungen und Varianten, die mit dem Titel *Naturalis Historia* in Zusammenhang gebracht wurden) auf die Form eines gedruckten Buches angesichts der heutigen Forschungslage inakzeptabel. Ein Blick in die umfangreiche Rezeptionsgeschichte der *Naturalis Historia* von Arno Borst genügt, um sich davon zu überzeugen, daß sich die Genese des Textes, der nicht nur in zahlreichen Varianten und Exzerpten überliefert ist, sondern selbst als ›Zitatmontage‹ generiert wurde, nicht auf den Namen Plinius reduzieren läßt:

> Dabei dürfen wir die wichtigsten Träger der Überlieferung, die Kopisten, nicht wie üblich beiseite schieben. Auch wenn, ja gerade weil sie nicht im eigenen Namen schrieben, gingen sie mit den ihnen vorgelegten, oft herrenlosen und disparaten Texten und Textsplittern mindestens so selbstherrlich um wie originelle Autoren. Sie komponierten daraus in ihren Sammelhandschriften nie ein klassisches Werk, bisweilen ein neues, stets ein fragwürdiges. Damit provozierten sie den nächsten Versuch zur Kompilation, förderten also, wie umständlich auch immer, das Wachstum des Wissens.[135]

Weil Köves-Zulauf konzentriert der ›Stimme‹ von Plinius zu lauschen versucht, werden die vielen Schreiber und Kopisten, die in die Genese und Transmission des Textes bzw. des textuellen Netzwerkes eingegriffen haben, von vornherein einfach ausgeblendet. Dagegen ließe sich die Interpretation des schwedischen Staatsrates umgekehrt als Versuch verstehen, die unabgeschlossene und unabschließbare Arbeit dieser Schreiber herauszustreichen. Ja, ich würde sogar behaupten, daß der Staatsrat mit seiner Charakterisierung der Handschrift als »för-arbete« genau den progressiven Charakter einer nicht sistierbaren handschriftlichen Texterzeugung und -überlieferung beschreibt, den Theoretiker der *critique génétique* mit dem Begriff des *avant-texte* zum

---

gewiß, aber eine so voluminöse Arbeit herauszugeben, war zu dieser Zeit keine geringe Sache. Man druckte damals nicht tausende von Exemplaren auf ein Mal, sondern mußte jedes für sich eins zu eins abschreiben. Der, der eine Histo Naturalis in 37 Büchern gesehen hat, kann sich einen Begriff davon machen, was es heißt, eine Kopie davon zu machen; wieviel mehr bedeutet es, mehrere zu machen, viele zu machen. Wir wissen nichts über das Vermögen des Neffen; aber wenn (immer noch nach meiner Hypothese) das für sich genommen wertvolle Werk damals noch nicht bekannt war, und demnach auch nicht geschätzt werden konnte, wenn die Themen auch nicht dem Geschmack der Zeit entsprachen (davon berichtet P. Sec. selbst), so ist es äußerst ungewiß, wie viele Abschriften Plinius Cæcilius sich leisten konnte. Vielleicht ließ er selbst die posthumen Papiere in Volumen binden, oder er schrieb das eine oder andere Exemplar selbst ab. Nach meiner Hypothese erscheint es vollkommen klar, daß auf lange Zeit – nämlich solange bis die H.N. allgemein bekannt und von mehr und mehr Forschern geschätzt und gesucht wurde, so daß sie das Werk selbst abschrieben – nur sehr wenig Kopien davon existiert haben können.«

135 Borst 1994, S. 35.

Ausdruck zu bringen versuchen. Dies betrifft vielleicht weniger die Definition von *avant-texte* als »die Gesamtheit der Entwürfe, Handschriften, Korrekturfahnen und ›Varianten‹, also alles, was materiell einem Werk vorausgeht, sofern dieses als ein Text betrachtet wird«[136] als die theoretischen Konsequenzen, die aus der Analyse eines solchen Materials gewonnen werden können:

> Während der gedruckte Text ein *lineares* Lesen ermöglicht [...], wird das Lesen der Handschrift ständig unterbrochen durch Einfügungen zwischen den Zeilen und am Rande, durch Rückgriffe auf früher Geschriebenes und durch graphische Verweiszeichen, die den Leser zur nicht linearen Lektüre zwingen. Während der Text aufgrund der Veröffentlichung und der Rezeption eine gesellschaftliche Funktion besitzt, ist die Handschrift zuallererst ein Dokument, das der Autor für sich selbst geschrieben und in der Regel nicht für das Auge Außenstehender bestimmt hat. Während der Text – in dem Augenblick, in dem der Autor ihn aus der Hand gibt und das Imprimatur erteilt – seinen privaten Charakter verliert und der Öffentlichkeit übergeben wird, trägt der ›avant-texte‹ die schillernden Züge eines in ständigem Wandel befindlichen Schreibersubjekts. [...] Gleichzeitig [...] unterminiert der ›avant-texte‹ die bislang unantastbare ›Autorität‹ des Textes, da dieser dadurch zurückgestuft wird auf die Ebene *eines* Zustandes unter vielen.[137]

Im Gegensatz zu den Kritikern der *critique génétique* zeigt der Staatsrat aber an der Offenlegung der spezifischen Temporalität des »constitui narrare« – hinter der sich nichts anderes als die paradoxe Temporalität der Schrift selbst verbirgt –, daß selbst die Differenz zwischen *texte* und *avant-texte* auf einer Chimäre beruht.[138] Die Vorstellung der ›Festigkeit‹ des gedruckten Textes, die auf dem Phantasma einer Souveränität der auktorialen Stimme über den buchstäblichen Text beruht, kann – vor dem Hintergrund der temporären Paradoxalität eines im Aufschub befindlichen Anfangens, die letztendlich jedem Text inhärent ist – selbst als historisches Produkt einer spezifischen Schrift- oder besser Buchkultur bezeichnet werden,[139] gegen die sich der Staatsrat mit der Thematisierung eines der Schrift selbst inhärenten ›Schreibens ohne Ende‹[140] zu wenden versucht.

Die Art und Weise, mit der die Reflexion über die Bedingung der Möglichkeit des Wissens mit einer subtilen Reflexion über Schrift und Schreibprozesse kurzgeschlossen wird, führt zur zentralen These dieser Arbeit. M.E. wird die frühroman-

---

136 Die Definition aus Jean Bellemin-Noëls begriffsprägender Abhandlung *Le texte et l'avant-texte* (Paris 1972) wird hier zitiert nach Grésillon 1999, S. 140.

137 Grésillon 1999, S. 26-27. Auch wenn ich kein ganzes ›dossier génétique‹ von Almqvists Handschriften erstellen konnte, habe ich versucht, ihrem nicht-linearen Charakter durch die Wiedergabe der Streichungen und Hinzufügungen gerecht zu werden. Vgl. die editorische Notiz im Anhang.

138 Darauf macht – dies muß einschränkend gesagt werden – auch Grésillon aufmerksam, die deshalb lieber den Begriff des ›dossier génétique‹ verwendet. Vgl. Grésillon 1999, insb. S. 139-140.

139 Vgl. dazu Bosse 1981a.

140 Daß ›Schreiben‹ hier nicht nur im metaphorischen Sinne verwendet wird, wie er sich spätestens seit Barthes' Ausführungen zum Schreiben in *La mort de l'auteur* und *S/Z* eingebürgert hat (vgl. Barthes 2000 und Barthes 1987, S. 7-21), soll in Kap. 11.1 gezeigt werden. ›Schreiben‹ – so viel sei jetzt schon gesagt – stellt die Signifikantenlogik von fest oder unfest gedachtem Text bzw. *avant-texte* vollkommen in Frage. Vgl. Hespers 1994.

tische Konzeption einer ›Poetologie des Wissens‹[141], die im *Allgemeinen Brouillon* ihren prägnantesten Ausdruck findet, in den späten Texten von *Törnrosens bok* wieder aufgegriffen und – in Form einer ›Grammatologie des Wissens‹ – text- und medientheoretisch perspektiviert. In diesem Sinne erscheint der Rückgriff auf Plinius keineswegs zufällig. Die von seinem Neffen beschriebenen Schreibszenen erinnern in ihrer Aneinanderreihung unterschiedlicher Übersetzungs- und Übertragungsvorgänge in der Tat an experimentalpoetische Verfahrensweisen des 20. Jahrhunderts, also jene Texttransformationsmaschinerien, die das Eigenleben von Sprache und Schrift zu betonen versuchen. Plinius wird für eine Literatur in ›statu nascendi‹ in Anspruch genommen, die

> eng mit der Absicht verbunden [ist], den ›definitiven‹ Text zu entheiligen, zu entmythisieren. So auch bei Valéry: ›[...] das Gefühl, das ich bei *allem Geschriebenen* habe: es geht um *Material*, das ständig umgearbeitet – das verbessert werden *muß*, das immer ein *Zustand* unter anderen ist, eine bestimmte Menge *möglicher Operationen*.‹[142]

Der provokative Anschluß an die *Naturalis Historia* erlaubt es also – in prononciertem Gegensatz zu den enzyklopädischen Entwürfen des deutschen Idealismus –, eine Schrift und Schreiben inhärente Beweglichkeit offenzulegen und für eine Wissenspoetologie in Anspruch zu nehmen, die in einer nicht aufhebbaren Exteriorität des Geistes ihren Ausdruck findet (auf die Tatsache, daß Plinius eine bezeichnende Ahnherrenschaft in der Geschichte des Zettelkastens einnimmt, wird in Kap. 14.2 und 15.2 zurückzukommen sein).[143]

In einer auf den Kopf gestellten Marginalie zu *Om Plinii Historia Naturalis* werden diese Überlegungen in einer im wahrsten Sinne des Wortes ›atemberaubenden‹ Bewegung sogar autoreflexiv auf die Schreibmaterialien und den Schreibakt bezogen, von denen das Manuskript selbst indexikalisch zeugt (vgl. Tafel 1):

> Man kan alltid fråga hvad som är bättre att skrifva med: svart bläck, eller rödt, grönt, blått, gult –
> Må vara: men gult bläck duger åtminstone i min smak ej – Godt: men hvad skall man tänka om Stålpennor?
> Denna är odräglig (Vf 3:24, [nicht paginierter Entwurf])[144]

---

141 Vgl. Vogl 1999a.

142 Grésillon 1999, S. 17.

143 Tatsächlich erinnert auch die Grundkonzeption von Flauberts *Bouvard et Pécuchet* vage an die *Naturalis Historia* (vgl. Borst 1994, S. 334-344). Dies gilt für die Thematisierung des grundlegenden Schreib- bzw. Kopierverfahrens genauso wie für die daraus resultierende ›unendliche Textstruktur‹. Zur texttheoretischen Funktion der dilettantischen Kopisten vgl. Encke 1998, zur Monotonie des Textes vgl. Frey 1990, S. 202-229.

144 »Man kann immer fragen, mit was sich besser schreiben läßt: schwarze Tinte, oder rote, grüne, blaue, gelbe – // Sei's drum: aber die gelbe taugt, zumindest was meinen Geschmack angeht, nicht – Gut: aber was soll man von Stahlfedern halten? / Diese ist unerträglich«

Mit der Erwähnung von Tinte und Stahlfeder spielt Almqvist sozusagen auf den aktuellsten Stand der Medientechnik im 19. Jahrhundert an.[145] Schon der Übergang vom Federkiel zur maschinell produzierten Stahlfeder wurde als eine Art ›unnatürlicher‹ Einschnitt wahrgenommen, der den Automatismus des Schreibvorgang unterbricht bzw. der auf die Körper- und Medientechniken aufmerksam macht, die diesem Automatismus zugrunde liegen. Einen Eindruck von diesem Einschnitt vermittelt kein geringerer als Søren Kierkegaard, der in der als Fragment überlieferten Komödie *Striden mellem den gamle og den nye Sæbekielder* (1838) ausführlich auf die Auswirkungen des neuen Schreibgerätes eingeht.[146] Wir folgen einem Dialog in der ersten Szene des zweiten Aktes:

> Ole Wadt: [J]eg er [...] meget villig til at anerkjende deres udødelige Fortjenester af fædrelandske Anliggender; men hvad Stilen, hvad Udtrykket angaaer, da er altid Noget der støder – Deres Pen er ikke blød nok om jeg saa maa sige.
> Holla Hastværksen: De mener altsaa, at det kommer af at jeg bruger Staal-Penne.
> O.W.: Meget rigtigt! De har der gjort en langt dybere Bemærkning, end De selv maaskee troede. Der er Intet der i den Grad fordærver Haanden og Hjertet som Staalpenne. Hvorledes vil vel Kjærlighedsbrev blive, der skal skrives med Staal.
> [...]
> H.H.: O gaae Fanden i Vold med deres Gaasefjær, De har ingen høihjertede Følelser, der er en Sjæl i dem som i en Gaasefjær.[147]

Ich werde in dem übernächsten Abschnitt dieser Arbeit (III. Pervers schreiben) darauf eingehen, inwieweit Almqvist die in *Om Plinii Historia Naturalis* indirekt angesprochene Fragestellung nach einer grundlegenden Exteriorität des Geistes in den anderen Handschriften der Sammlung vertieft und welche selbstreferentiellen Analyseverfahren er entwickelt, um die irreduzible Eigendynamik von Schrift, Schriftwerkzeug und der Bewegung des Schreibens genauer zu erkunden. Zunächst aber soll untersucht werden, inwiefern sich die Thematisierung des Zusammenhangs zwischen Schrift, Schreiben und Wissen, welche die späten Handschriften zu *Törnrosens bok* auszeichnet, selbst historisch fundieren und kulturwissenschaftlich perspektivieren läßt.

---

145 Zur Geschichte der Stahlfeder vgl. Linscheid 1994, S. 142-149. In einem skandinavischen Kontext hat sich Carl C. Christensen in zwei kurzen Essays mit der Erfindung und den Auswirkungen der Stahlfeder auseinandergesetzt. Vgl. Christensen 1929a und 1929b.

146 Vgl. dazu Cappelørn u.a. 1996, S. 168-172.

147 Kierkegaard 1968, S. 294-295. »Ole Wadt: Ich bin [...] gerne bereit, Ihre unsterblichen Verdienste um vaterländische Angelegenheiten anzuerkennen; aber was den Stil, den Ausdruck angeht, ist dort immer etwas, was stört – Ihr Stift ist nicht weich genug, wenn ich das so sagen darf. / Holla Hastværksen: Sie meinen also, daß das davon kommt, daß ich einen Stahl-Stift gebrauche. / O.W.: Ganz genau! Sie haben hier eine viel tiefere Bemerkung gemacht als Sie vielleicht selbst meinten. Es gibt nichts, was die Hand und das Herz mehr verdirbt als Stahlstifte. Wie wird wohl ein Liebesbrief aussehen, der mit Stahl geschrieben ist. [...] H.H.: Hören Sie mir doch auf mit ihrem Gänsekiel, Sie haben keine edlen Gefühle, sie haben soviel Seele in sich wie in einem Gänsekiel.«